

General Wille, Sultan von Brunei, Elisabeth I., Krüger Brothers

Nummer 12 – 22. März 2018 – 86. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Freudsche Verbrecher

Mordfall Rapperswil und die Selbstüberschätzung der Psychiatrie.

Von Philipp Gut, Rolf Degen und Katharina Fontana

Genie Harvey Weinstein

Keiner hat so viel für das europäische Kino getan wie er.

Von Moritz de Hadeln

Was die SVP falsch macht

Man hört zu viel «Me hett sölle». Von René Zeller

Testosteron
Jungbrunnen
für Frauen



Der neue Opel Insignia GSi

ES LEBE DIE UNVERNUNFT.



Serienmässig:

- 4x4 mit Torque Vectoring
- 8-Stufen-Automatik

«Exclusive» Zubehör erhältlich ab Herbst 2018.



DIE ZUKUNFT GEHÖRT ALLEN



Einer der wenigen Hollywood-Impresarios, die den Film wirklich liebten: Harvey Weinstein.

Vor zwei Wochen war Moritz de Hadeln für die Vernissage seiner im Februar erschienenen Biografie in Zürich. Der ehemalige Direktor der Filmfestivals von Locarno, Venedig und Berlin (Berlinale) erzählte auf der Bühne Anekdoten aus seiner fünfzig Jahre andauernden Laufbahn im Filmbusiness. Dabei kam er auch auf den Produzenten Harvey Weinstein zu sprechen, der schweren Sexismusvorwürfen ausgesetzt ist und Auslöser war für die weltweite #MeToo-Bewegung. De Hadeln meinte, man dürfe dies ja fast nicht mehr sagen, aber Weinstein sei einer der wenigen Hollywood-Impresarios gewesen, die den Film wirklich liebten. Gerade das europäische Kino habe ihm viel zu verdanken. Nach der Veranstaltung fragte ihn Rico Bandle, ob er für die *Weltwoche* nicht über seine Erfahrungen mit Weinstein schreiben wolle. De Hadeln sagte sofort zu. **Seite 12**

Der Prozess um den Mordfall Ruppertschwil bewegte die Schweiz. Dabei trat eine Diskrepanz zwischen den Ansichten einer breiten Bevölkerung und der Experten aus Justiz und Psychiatrie zutage. Die psychiatrischen Gutachter diskutierten lange, ob der Vierfachmörder Thomas N. therapierbar sei – ja, fanden sie am Ende. Doch das ist der falsche Ansatz, wie wir in unserer Titelgeschichte zeigen: Für Verschulden dieser Schwere sollte es eine lebenslange Freiheitsstrafe geben, die auch tatsächlich lebenslänglich ist. Alles andere verstehen die Bürger nicht. Erfahrung im Umgang mit Sexual- und Gewaltstraftätern hat die Rechtspsychologin Catherine Graber. Sie erzählt im Interview, wie sie als Gutachterin vorgeht, um die Gefährlichkeit eines Kriminellen zu erkennen, wie sie sich vor manipulativen Tätern schützt und

wo die Grenzen der Therapiemöglichkeiten liegen. **Seite 18**

Testosteron hat keinen guten Ruf: Zu viel davon macht Männer zu Autobahn-Rasern und Büro-Grapschern. Die Biologie zeigt sich einsichtig: Der Testosteronspiegel heutiger Männer ist niedriger als jener ihrer Väter im selben Alter. Doch die Rückkehr des Testosterons folgt auf dem Fusse: Nicht bloss Männer bekommen es immer mehr verabreicht, sondern auch Frauen ab vierzig. Um das Männerhormon als Jungbrunnen für Frauen entsteht ein regelrechter Hype. **Seite 26**

Ihre Weltwoche

SCHLAFLOS? ÜBERMÜDET? GEREIZT?

ZEIT FÜR EINE AUSZEIT.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld
und ein umfassendes medizinisches
Angebot dafür.



Seeklinik Brunnen | Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen
T 041 825 48 48 | www.seeklinik-brunnen.ch
Ein Klinikum der AMEOS Gruppe

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,
leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 322.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.),
Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,
Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*),
Wolfgang Koydl, Hubert Mooser,
Christoph Mörgeli, Claudia Schumacher,
Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Andreas Honegger, Peter Holenstein,
Mark van Huiseling, Hansrudolf Kamer,
Peter Keller, Wolfram Knorr,
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,
Chris von Rohr, Peter Ruch,
Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin,
David Schnapp, Hildegard Schwaninger,
Sacha Verna (*New York*), Max Wey,
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli,
Julia Dunlop (*Online*), Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*),
Karin Erdmann
Bildredaktion: Martin Kappler,
Corina Mühle (*Assistentin*)
Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*),
Viola Antunovits, Renate Brunner,
Nadia Ghidoli, Rita Kempfer, Sandra Noser,
Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*),
Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*),
Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH
Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com
Druck: Print Media Corporation, PMC,
Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise
oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung
der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine
Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier,
das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.
Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Burma – Zwischen Upper Irrawaddy und Irrawaddy Delta

mit dem Boutiqueschiff RV Thurgau Exotic 2   



Es het solangs het
**Rabatt*
bis Fr. 2300.-**
* Abhängig von Auslastung,
Saison, Wechselkurs

Mandalay–Nwe Nyein–Bagan–Rangun

17 Tage ab Fr. 3490.- (Rabatt Fr. 2300.- abgezogen, 21.08., Suite Hauptdeck)

Links eine Pagode mit golden glitzerndem Dach, rechts ein Tempel aus einheimischem Teakholz gefertigt – was gibt es Schöneres als von der eigenen Suite oder dem gemütlichen Sonnendeck aus die vorüberziehenden Landschaften zu erleben! Goldene Pagoden, beeindruckende Tempel, Rikschas und Pferdekutschen, farbige Märkte und freundliche Leute prägen das faszinierende Land und diese aussergewöhnliche Reise auf dem Irrawaddy. Zu den Highlights der Reise gehören das abwechslungsreiche Programm mit Rundfahrten in Mandalay, Bagan und Rangun, der unvergessliche Sonnenuntergang an der U Bein Brücke, aber auch die Besuche von ursprünglichen Dörfern. Einen Einblick in die burmesische Kultur bieten ausserdem Besuche in einer Töpferei, einer Eisenschmiede und einer Zigarren-Manufaktur sowie die Aufführungen von burmesischen Tänzen und das Puppentheater an Bord der RV Thurgau Exotic Schiffe.

Verlängerungsmöglichkeiten
3 Tage Inle See ab Fr. 890.- pro Person*
8 Tage Ngapali Beach ab Fr. 1290.- pro Person*
8 Tage Inle See und Ngapali Beach ab Fr. 1690.- p.P.*
* Weitere Leistungen und Details im Internet

RV Thurgau Exotic 2****



RV Thurgau Exotic 2****

unter Thurgau Travel Management
 Im Kolonialstil in Burma gebautes Holzschiff für max. 26 Gäste mit eleganter Einrichtung und familiärer Atmosphäre. Grosszügige Suiten (ca. 20 m²) und Einzelkabinen (ca. 12 m²) mit DU/WC, Föhn, Safe, Klimaanlage. Suiten über gesamte Schiffsbreite mit Blick auf beide Ufer. Im Restaurant finden alle Gäste gleichzeitig Platz. Kleine Salonbar auf dem Sonnendeck. **Nichtraucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

Reisedaten 2018/19 Es het solangs het Rabatt

Rangun–Mandalay	Mandalay–Rangun
21.08.–06.09.18 2300	04.09.–20.09.18 2000
18.09.–04.10.18 1500	02.10.–18.10.18 1000
16.10.–01.11.18 700	30.10.–15.11.18 500
13.11.–29.11.18 300	27.11.–13.12.18 300
18.12.–03.01.19 300	01.01.–17.01.19 300
25.12.–10.01.19* 300	29.01.–14.02.19 300
15.01.–31.01.19 300	26.02.–14.03.19 700
22.01.–07.02.19* 300	
12.02.–28.02.19 500	
19.02.–07.03.19* 700	
12.03.–28.03.19 1000	

* mit RV Thurgau Exotic 1

Suite Haupt- und Oberdeck (ca. 20 m²)



- **U Bein Brücke** – längste Teakholzbrücke der Welt
- **Suiten über die gesamte Schiffsbreite mit Privatbalkonen auf dem Oberdeck**
- **NEU Grand Front Suite mit ca. 44 m²**

Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt mit Vollpension an Bord
- Flüge ab/bis Zürich mit Thai Airways in Economy (G-Klasse) inkl. Flughafentaxen, höhere Klasse gegen Zuschlag
- Alle Ausflüge gemäss Programm
- Alle Transfers und Hafengebühren
- Lokale Deutsch sprechende Bordreiseleitung



Nicht inbegriffen: An-/Rückreise zum/vom Flughafen Zürich, Versicherungen, Getränke, Trinkgelder (Empfehlung \$ 8 p.P./Tag), Visumgebühr Fr. 80.–, Treibstoffzuschläge vorbehalten, Auftragspauschale Fr. 35.– pro Rechnung (entfällt bei Buchung über www.thurgautravel.ch)

Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

Einzelkabine Hauptdeck	5790
Suite Hauptdeck	5790
Suite Oberdeck Mitte, Privatbalkon	6190
Suite Oberdeck vorne, Privatbalkon	6390
Grand Front Suite OD (ca. 44 m ²), Privatbalkon	8490
Zuschlag Business Class	auf Anfrage
Jahresversicherung Allianz Einzel	109
Jahresversicherung Allianz Familie	189

Reisen in Burma mit RV Thurgau Exotic 3****

Mandalay–Kani–Bagan–Mandalay (–Rangun)
13 Tage ab Fr. 2390.-
 (Suite Hauptdeck, Vollpension, Flüge, Ausflüge)

Mandalay–Bagan–Nyaung Don (–Rangun)
14 Tage ab Fr. 3190.-
 (Rabatt Fr. 1500.- abgezogen, 2-Bettkabine HD, VP, Flüge)

(Rangun–) Bagan–Mawleik–Nwe Nyein–Mandalay
18 Tage ab Fr. 3790.-
 (Rabatt Fr. 2000.- abgezogen, 2-Bettkabine HD, VP, Flüge)

Detaillierte Programme der einzelnen Reisen sowie Informationen zu den Ausflügen finden Sie im Internet oder bestellen Sie den Prospekt.

Programmänderungen vorbehalten

Online buchen und sparen
www.thurgautravel.ch

Verlangen Sie Domenico Castaldi
Gratis-Nr. 0800 626 550

Thurgau Travel 

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden
 Tel. 071 626 55 19 | Fax 071 626 55 16 | info@thurgautravel.ch

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Putins Punkt der Wahrheit

Im aufgeheizten Weltklima der Allesmeiner und Allesverurteiler macht sich der «Versteher» verdächtig. Von Roger Köppel

Klar, wir verstehen uns. Die russischen Wahlen waren eine «Farce». Die Russen fielen kollektiv auf die «Propaganda» des Kreml herein. Der «Moskauer Machtapparat» ist ein «gutgeöltes Räderwerk», das die Wählerinnen und Wähler «auf Linie» brachte. Wären die Russen nur so schlau und so intelligent und so immun gegen «Propaganda» wie der eben zitierte NZZ-Journalist, sie hätten Putin natürlich nie gewählt.

Die gleiche Journalisten-Überheblichkeit hatten wir schon bei Silvio Berlusconi, diesem italienischen Putin-Verschnitt vor Putin. Die Weltpresse von *Spiegel*, *Economist*, *New York Times*, *NZZ* und *Tages-Anzeiger* bis hin zum *Anzeiger von Uster* war sich einig: Dieser extravertierte Italiener ist eine kolossale Fehlbesetzung. Eine Schande. Eine Lachnummer. Er muss weg. Und zwar subito.

Es hagelte Häme und Belehrungen, doch die Italiener, selbstverständlich verdummt durch «Propaganda» und Berlusconis «gutgeöltes» Medienräderwerk, fielen auf dessen «Propaganda» herein, nicht aber auf die Gegen-Propaganda der Medien und wählten ihn trotzdem immer wieder. Sicher war ein Teil des Berlusconi-Erfolgs auch eine nachvollziehbare Trotzreaktion auf die unablässigen Beleidigungen aus dem Ausland.

Aber man muss gar nicht so weit schauen. Auch in der Schweiz verzweifelten die Journalisten, weil sich die Wählerinnen und Wähler nicht an ihre Wahlempfehlungen hielten. Als die SVP bei den Nationalratswahlen 2003 zum Entsetzen der Zeitungen und der SRG mit 26,6 Prozent einen neuen Rekord aufstellte, kommentierte die *NZZ am Sonntag* fassungslos, der SVP-Triumph sei nur deshalb möglich geworden, weil die SVP-Wähler das SVP-Programm weder gelesen noch verstanden hätten.

Es war ein denkwürdiger Moment, an dem nicht nur die Volkspartei, sondern auch die Journalisten-Arroganz einem neuen Höhepunkt zustrebte. Eigentlich hätte der *NZZ*-Kommentator, immerhin Chefredaktor, konsequenterweise die Abschaffung des Parlamentarismus und der Demokratie in der Schweiz fordern müssen. Was bringen Wahlen und Abstimmungen noch, wenn fast dreissig Prozent der Wähler auf «Propaganda» hereinfallen und zu dumm sind, um sich ein mündiges Urteil über die von ihnen gewählte Partei

zu bilden? Allerdings wäre wohl auch dieser *NZZ*-Vorschlag verpufft genauso wie zuvor die fruchtlosen Wahlempfehlungen.

Natürlich ist es immer verdienstvoll, wenn Journalisten ihre höchst persönlichen politischen Vorlieben und Abneigungen zum Mass aller Dinge machen, wenn sie, mit Dürrenmatt, ihren eigenen Fall zur Welt erklären. Es hat gewiss auch einen gewissen Erkenntniswert, wenn die *NZZ* den Russen oder den Türken den Tarif durchgibt, nachdem sie, unbe-



«Gutgeöltes Räderwerk»: Putin.

lehrbar, zum wiederholten Mal «den falschen Präsidenten» gewählt haben. Schon im November 2016 wusste die *NZZ* nach dem überraschenden Wahlausgang: Trump ist «der falsche Präsident». Was denn sonst.

Der frühere US-Politiker Henry Kissinger erkannte treffend: Um sich einer Sache absolut sicher zu sein, muss man entweder alles darüber wissen – oder nichts. Aufschlussreicher als diese nichtswissende Absolutheit des Meinens und Urteilens scheint ein anderer Ansatz. Vor ein paar Jahren hielt alt Bundesrat Kaspar Villiger eine gute Rede anlässlich der Verleihung des Zürcher Journalistenpreises. Einerseits lobte er die damals relativ neue Gratiszeitung *20 Minuten*, weil sie «Nachrichten

ohne Meinungssauce» bringe. Andererseits forderte er die Journalisten auf, auch und gerade bei dem, was man instinktiv ablehne, was man irritierend oder sogar abstossend finde, zuerst einmal «den Punkt der Wahrheit» zu suchen.

Punkt der Wahrheit: Natürlich setzt sich jeder, der verstehen will, roboterhaft dem Vorwurf aus, er wolle das, was er verstehen will, rechtfertigen, verharmlosen, verherrlichen oder gar hochjubeln. Im aufgeheizten Nichtwisser- und Allesmeiner-Weltklima ist das Wort «verstehen» zum Schimpfwort geworden. Wenn die Meinungen am schrillsten klirren, macht sich der Versteher verdächtig. Dabei ist das Verstehen die entscheidende Voraussetzung jeder Erkenntnis. Es ist auch eine brauchbare journalistische Methode.

Kürzlich berichtete in Bern ein Schweizer Botschafter von einem Gespräch mit einem chinesischen Spitzenpolitiker über Menschenrechte. Auf die etwas rhetorische Frage des Schweizer, was seine Regierung denn gegen die grossen Menschenrechtsprobleme im Land tue, antwortete der Chinese ehrlich verdutzt: «Welche Probleme?» China habe doch über 600 Millionen Menschen von der totalen Armut in einen relativen kleinen Wohlstand geführt. Das sei eine gigantische Verbesserung der Menschenrechte, die der Westen übersehe. Punkt der Wahrheit?

Es gibt immer eine andere Sicht. Bevor wir die Chinesen, die Russen, die Türken, die Italiener oder die SVP-Wähler kollektiv für verblendet, für manipuliert, für verführt, für ahnungslos oder für dumm erklären, sollten wir uns die Mühe machen, uns in ihre Welt hineinzudenken, die Dinge aus ihrer Sicht zu betrachten, ohne uns diese Sicht deswegen gleich zu eigen zu machen.

Verstehen heisst nicht rechtfertigen, heisst nicht Verzicht auf Urteil oder Meinung. Ein berühmter deutscher Schriftsteller drückte es bei einem Abendessen einmal so aus: «Bevor ich den amerikanischen Präsidenten kritisieren kann, muss ich mich doch zuerst 99,9 Prozent auf sein Denken einlassen.» Viele sind dafür zu faul. Andere haben Angst, sich wirklich in eine Sache oder in eine andere Person hineinzuversetzen, weil sie befürchten, sich im Prozess des Einfühlens abhandenzukommen.

Menschen brauchen Feinde, um sich selber zu spüren, um zu wissen, wer sie sind. Medien sind Feindbildfabriken. Feindbilder sind verführerisch. Sie verbinden. Sie erzeugen ein majestätisches Gefühl. Es tut gut, sich bei den «Guten» über die «Bösen» zu erheben.

Manchmal ist es ein Gebot der Vernunft und damit des Überlebens, die ganz harten Linien zu ziehen zwischen Gut und Böse. Aber eine der interessantesten Aufgaben des Journalismus ist es, Empathie zu schaffen – Verständnis für das Andere, so fremd und abstossend es sich zunächst auch anfühlen mag.

Damit Sie ganz Frau bleiben.

Brustkrebschirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



Stars in Amerika: Krüger Brothers. Seite 58



Scharia und Gold: Sultan von Brunei. Seite 50



«Natürlich sind auch wir nicht dagegen gefeit, geblendet zu werden.»

Catherine Graber: Seite 22

Titelgeschichte

- 18 **Selbstüberschätzung der Psychiater**
Weltfremde Gutachter im Fall N.
- 20 **Freudsche Verbrecher** Die Hybris der Versteher der kranken Psyche
- 22 **«Psychopathen sind sehr charmant»**
Rechtspsychologin Catherine Graber

Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentar**
Schweizer in der Minderheit
- 10 **Saudi-Arabien** Waghalsiger Prinz
- 10 **Ideologien** Hakenkreuz der Linken
- 11 **Eilmeldung** Empörung des Oberkulturveranstalters
- 12 **Kopf der Woche** Moritz de Hadeln über Harvey Weinstein
- 24 **Essay der Woche** Heilloser Schock
- 28 **Mörgeli** Vollgas für Voll-Elektrik in Basel
- 28 **Bodenmann**
Zölle: Viel Aufregung für nichts
- 30 **Medien**
Wann verkauft man eine Zeitung?
- 30 **Die Deutschen** Paradies

Inland

- 32 **Sturmwarnung in der Volkspartei**
Was die SVP falsch macht
- 34 **Davonrennen, nachhumpeln**
Integrationszwang an den Schulen
- 36 **Postauto-Skandal** Überhasteter Abgang des Chefaufklärers
- 38 **Silva Semadeni**
Kampf gegen das olympische Feuer

- 39 **Schweiz–EU**
Der Bundesrat ist eingeknickt
- 40 **Sessions-Check**
Vortritt Frau, Rücktritt mit links

Ausland

- 50 **Reicher, frommer Lebemann**
Die Wandlung des Sultans von Brunei
- 53 **Russland** Starke Männer und eine Frau
- 54 **Good cop, bad cop**
Verfehlungen des FBI
- 54 **Geheimdienste** Alte Kameraden
- 55 **Inside Washington** Polit-Zombie

Wirtschaft & Wissenschaft

- 26 **Testosteron**
Manneskraft für Frauen
- 42 **Konzentriert wie Sirup**
Das Ende der Medienvielfalt
- 46 **Mark Schneider** Ist er der richtige Mann für Nestlé?
- 47 **Rainer Zitelmann** Verzweifeltes Plädoyer für die Marktwirtschaft
- 48 **Rihanna, Federer, Travolta etc.**
Superstars werben für Schweizer Uhren
- 66 **Mysterien der Weltgeschichte**
Kastanienbankett

Kultur & Gesellschaft

- 14 **Weinsteins starke Frauen**
Uma Thurman, Jennifer Lawrence etc.
- 44 **Naoki Rossi** Der kleine Schweizer Eisprinz hat Grosses vor
- 56 **Ikone der Woche**
Helga Schneider im Circus Knie
- 58 **Krüger Brothers**
Das Wunder von Wilkesboro

- 60 **Martin Walser**
Irrtum und Erkenntnis
- 61 **Überwindung des Unmöglichen**
Stanford feiert Hans Ulrich Gumbrecht
- 62 **Der A-Faktor** Die Kulturgeschichte ist voll von Widerlingen
- 63 **Leipziger Buchmesse** Graue Hemden
- 72 **Frauen, die die Welt bewegen**
Elisabeth I.: Englands Kronjuwel

Rubriken

- 9 **Im Auge**
Andrés Iniesta, Fussballer und Winzer
- 16 **Personenkontrolle**
- 17 **Nachruf** Breitmaulnashorn Sudan
- 64 **Die Bibel** Abstieg und Aufstieg
- 64 **Kino** «Thelma»
- 65 **Knorrs Liste**
- 65 **Jazz** Günter Kühlwein & Friends
- 67 **Gewinner der Woche** Inficon
- 67 **Fragen Sie Dr. M.**
- 68 **Thiel** Hawking
- 68 **Namen**
Ehrenamtlich bis zum letzten Gipfeli
- 68 **Fast verliebt** Falsche Feministen
- 69 **Unten durch** Revolver
- 70 **Wein** Ahnung und Gegenwart
- 70 **Salz & Pfeffer**
Laborküche im romantischen Elsass
- 71 **Auto** Mercedes CLS 450 4Matic
- 74 **Darf man das?/Leserbriefe**

GANZ SCHÖN SICHER.



DER NEUE OUTBACK 4x4 AB FR. 38'550.-.

Sicherheit ohne Aufpreis

Symmetrical 4x4
Boxermotor
EyeSight Fahrerassistenz-System
Advanced Safety Package
Lineartronic

Sicherer, komfortabler, geräumiger, leistungsfähiger, sparsamer, günstiger denn je. Der neue Outback 4x4. Mit SI-Drive, X-Mode und Seitensichtkamera im Aussenspiegel. Mit u.a. Navi und elektrischem Glasschiebedach (Modelle Swiss Plus und Luxury). Mit u.a. Lederinterieur und Premium-Audioanlage mit 12 Harman/Kardon-Lautsprechern (Modell Luxury).

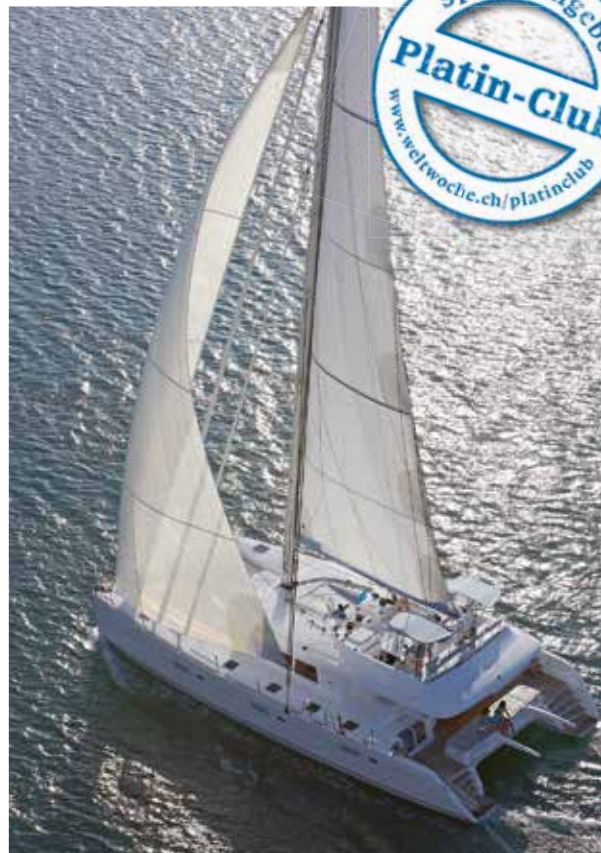
TESTFAHRER GESUCHT! Bis 30. April 2018: New Outback 4x4 Probe fahren und ein Wellness-Weekend für 2 gewinnen (inkl. Outback-Benützung, auch für Hin- und Rückfahrt).

subaru.ch SUBARU Schweiz AG, 5745 Safenwil, Tel. 062 788 89 00. Subaru-Vertreter: rund 200. multilease.ch. Unverbindliche Preisempfehlung netto, inkl. 7,7% MWSt. Preisänderungen vorbehalten. Abgebildetes Modell: Outback 2.5i AWD Luxury, Lineartronic, 5-türig, 175 PS, Energieeffizienz-Kategorie G, CO₂ 166 g/km (38 g/km*), Verbrauch gesamt 7,3 l/100 km, Fr. 42'650.- (inkl. Metallic-Farbe). Outback 2.5i AWD Swiss, Lineartronic, 5-türig, 175 PS, Energieeffizienz-Kategorie G, CO₂ 166 g/km (38 g/km*), Verbrauch gesamt 7,3 l/100 km, Fr. 38'550.- (Farbe Crimson Red Pearl). Durchschnitt aller in der Schweiz verkauften Neuwagenmodelle (markenübergreifend): CO₂ 133 g/km. *CO₂-Emissionen aus der Treibstoff- und/oder Strombereitstellung.



SUBARU

Confidence in Motion



VIP-Yachtreise Malediven

Exklusiv: Segeln im Inselparadies

Traumhafte Atolle, türkisfarbene Lagunen, weisser Sandstrand, sattgrüne Kokospalmen, viel Sonnenschein und ewig warme und ruhige Gewässer: Die Schönheit der Malediven lässt sich am besten auf und unter dem Wasser entdecken. Mit unserer Privatyacht führen wir Sie zu unberührten Inseln, weit weg vom Tourismus.

Die Malediven sind ein geologisches Wunder. Der Inselstaat besteht aus 26 Atollen mit insgesamt 1196 Koralleninseln. Die hier entstandenen Riff-Formationen gehören zu den grössten Naturschönheiten der Erde. Durch die kurzen Distanzen zwischen den Inseln bleibt Ihnen viel Zeit für Entdeckungen und Erholung. Entspannen Sie sich an Deck, geniessen Sie die kulinarischen Köstlichkeiten und bewundern Sie die tropischen Inseln. Die Crew kümmert sich um Ihr Wohl. Lassen Sie sich beim Schwimmen und Schnorcheln von der fantastischen Unterwasserwelt verzaubern.

Teilen Sie die einmalige Freude mit Ihren Liebsten und finden Sie während der Segelreise Ihren eigenen Schatz.

Erlebnisprogramm:

Die Inselwelt der Malediven ist so einzigartig,

dass man sie auf dem Wasserweg entdecken sollte. Wir lassen uns treiben und geniessen die einmalige Natur. Folgende Traumziele werden wir in dieser Reihenfolge ansteuern: Nord-Malé-Atoll, Goidhoo-Atoll, Baa-Atoll und Raa-Atoll.

Grosszügiger Katamaran mit Crew

Unser 10 Meter breiter Katamaran verfügt über 5 klimatisierte Gästekabinen mit privatem Bad/WC, einen grossen Salon sowie eine Fly-bridge mit Sitz- und Liegeflächen. Ihre Crew besteht aus einem Skipper, einem Koch und dem Eigentümer von Executive CH.

Das Klima der Malediven

Der Indische Ozean ist bekannt als ruhiges Meer. Im Winter finden Sie auf den Malediven ideale Schnorchel-Bedingungen, in ruhigen und immer 28 °C warmen Gewässern.

Platin-Club-Spezialangebot

Exklusive Yachtreise Malediven

Reisedaten:

27. April bis 7. Mai 2019

Spezialpreis pro Person (Vollpension):

- Doppelbettkabine Fr. 5390.-
- VIP-Doppelbettkabine Fr. 5680.-
- Master-Doppelbettkabine Fr. 5870.-

Leistungen:

Die Leistungen sind im Prospekt aufgeführt auf: www.weltwoche.ch/platin-club

Anmeldung und Information:

Buchen Sie Ihr Arrangement unter Telefon 056 427 15 68 oder per E-Mail an info@executive-private.ch
Detailliertes Reiseprogramm mit Anmeldeformular über www.weltwoche.ch/platin-club

Veranstalter:

Executive CH GmbH
5430 Wettingen
www.executive-yachtreisen.ch
Mitglied des Garantiefonds der Schweizer Reisebranche

www.weltwoche.ch/platin-club

Schweizer in der Minderheit

Von Philipp Gut — Schüler mit Migrationshintergrund sind an unseren Schulen in der Mehrzahl – und deutlich schlechter als einheimische. Die Schlüsse ziehen die Autoren der neuen OECD-Studie aber nicht.



Politisch korrekte Ausweichmanöver.

Die Resultate, welche die Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) am Montag vorstellte, lassen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig: Eine Sonderauswertung der Pisa-Daten von 2015 hat ergeben, dass Schüler mit sogenanntem Migrationshintergrund markant schlechtere schulische Leistungen erbringen als ihre einheimischen Kameraden. Das gelte insbesondere für Einwanderer der ersten Generation. Die Zahlen: Im Durchschnitt erlangt nur jeder zweite Einwanderer dieser Gruppe die Grundkompetenzen in Lesen, Mathematik und Naturwissenschaften. Bei den einheimischen Alterskollegen liegt dieser Anteil bei drei Vierteln.

Deutlich schwächer sind aber nicht nur die frisch zugewanderten, sondern alle Schüler mit ausländischen Wurzeln. In der Schweiz ist der Anteil leistungsschwacher Schüler unter Migranten und deren Nachkommen sogar «besonders hoch»: Hier verfehlen Schüler mit Migrationshintergrund mehr als doppelt so häufig wie ihre einheimischen Gspänli die geforderten Grundkenntnisse.

Extreme Verhältnisse in der Schweiz

Der Anteil von Schülern ausländischer Herkunft – auch dies ist ein interessanter Befund – liegt in der Schweiz weit über dem

durchschnittlichen Wert in OECD- und EU-Ländern. Ist dort fast jeder vierte 15-jährige Schüler im Ausland geboren oder hat mindestens einen ausländischen Elternteil, so ist dies hierzulande bei mehr als einem von zwei Schülern, also bei über 50 Prozent der Fall. Mit anderen Worten: Die Kinder von in der Schweiz geborenen Eltern sind in der Minderheit. Zwischen 2006 und 2015 stieg diese Quote um über fünfzehn Prozent. Damit verzeichnet die Schweiz in Europa, abgesehen von Luxemburg, den höchsten Anteil von Schülern mit ausländischen Wurzeln.

Die OECD bezeichnet die Ergebnisse ihrer Studie als «alarmierend». Bei der Ursachenforschung und den vorgeschlagenen Massnahmen verlässt sie allerdings der Mut. In wohlklingenden, allgemein gehaltenen Formulierungen fordert sie, es brauche «zielgerichtete Politiken, die allen die Möglichkeit geben, ihr Potenzial voll zu entfalten». Ausländische Schüler sollten in den Kenntnissen der Sprache des Aufnahmelandes gefördert werden, und die Lehrer sollten «mehr Unterstützung und Training erhalten, um besser auf die zunehmend multikulturellen Klassen zu reagieren, Mobbing zu unterbinden und Kontakt mit Eltern von Schülern mit Migrationshintergrund aufzubauen».

Viele Massnahmen, wenig Erfolg

Vieles davon wird heute schon ausgiebig praktiziert: Von der «Integrationsförderung im Frühbereich» über «Deutsch als Zweitsprache» bis zu zusätzlichem Personal wie Klassenhilfen, Psychologen, Sozialarbeitern und so weiter. Der Erfolg all dieser Massnahmen bleibt offensichtlich sehr beschränkt.

Wollen wir die tickende Zeitbombe entschärfen und nicht weiter zuschauen, wie das Niveau an unseren Schulen sinkt, müssen wir den Stier bei den Hörnern packen und bei der Einwanderungspolitik ansetzen. Die Ursache der Probleme, die an den Schulen aufbrechen, heissen nicht «Mobbing» oder mangelndes «Training» der Lehrer – das sind politisch korrekte Ausweichmanöver. Sie liegt vielmehr in der Tatsache, dass wir massenhaft Leute ins Land lassen, die aus fremden Kulturen kommen, ein tiefes Bildungsniveau haben und entweder nicht fähig oder willens – oder beides – sind, unsere Sprache zu lernen. Verantwortungsvolle Bildungspolitik beginnt an den Grenzpfählen.

Unmoralisches Angebot



Andrés Iniesta, Fussballer und Winzer.

Aus dem Nest Fuentebilla (660 m ü. M., 2000 Einwohner) sind zwei berühmte Söhne aufgebrochen, der Astrophysiker César Domingo Pardo und Andrés Iniesta, der Fussballer, der sich auf Weltumlaufbahn katapultierte. Die beiden haben noch auf dem Dorfplatz miteinander gespielt, und Andrés konnte schon alles mit dem Ball, obwohl er damals gerade acht Jahre alt war. Mit zwölf brachten ihn die Eltern ins Fussballinternat La Masia des FC Barcelona. Er, der immer bescheidene «bleiche Ritter» mit der Nummer 8, wurde im Zwillingsschatten des drei Zentimeter kleineren grössten Spielers des Erdballs, seines besten Freundes Leo Messi, der erfolgreichste Spieler seiner Generation, Weltmeister und zweimal Europameister mit Spanien und mit Messi viermaliger Champions-League-Sieger. Iniesta, demnächst 34, hat mit Barça einen Vertrag auf Lebenszeit unterschrieben. Jetzt hat sich ein chinesischer Klub in die Idylle gedrängt, dessen Name Tianjin Quanjian in Spanien noch niemand gehört hatte. Mit einem unmoralischen Angebot: 35 Millionen Euro netto auf die Hand, und als Zweitgeschäft würden die Chinesen ihm zwei Millionen Flaschen Wein abkaufen.

Denn der Ballkünstler ist auch Winzer. Auf der Heimat Erde in Fuentebilla besitzt er die Bodega Iniesta, 200 Hektaren Weinberge, die sein Vater José Antonio bewirtschaftet und so vierzig Familien im Dorf Arbeit verschafft. Auch Fussballveteranen wie Andrea Pirlo oder Franz Beckenbauer erwarben Weingüter, doch Andrés Iniesta gehört nicht zu den reichen Weinromantikern aus dem Showbiz. Der ärmliche Weinbau bewahrte seine Familie einst vor dem Auswandern. Seit zehn Jahren funktioniert ihre Firma in der Weinregion Manchuela als moderner Betrieb, der mittlerweile in vierzig Länder exportiert, darunter auch China. Die Jahresproduktion liegt bei 1,2 Millionen Flaschen, rechnet weit unter der Offerte der Chinesen. Die Bodega Iniesta könnte also zu einem Quantensprung ansetzen, wenn Andrés mit seinem Zauberfusschen den chinesischen Markt bespielt. Er ist noch unentschieden. Peter Hartmann

Waghalsiger Prinz

Thronfolger bin Salman tingelt als Marktschreier durch Amerika. Was taugen seine Reformen?

Der mit allen Vollmachten ausgestattete 32-jährige Kronprinz Saudi-Arabiens will sein stockkonservatives Königreich in die Moderne führen. Derzeit ist Mohammed bin Salman auf einer zweiwöchigen Tournee quer durch die USA. In sieben Städten preist der Kronprinz, besser bekannt unter seinem Kürzel MbS, Saudi-Arabien als modernes Land mit Ambitionen.

Ziele bereits relativiert

Wie er sich die Zukunft Saudi-Arabiens vorstellt, hat bin Salman vor zwei Jahren anhand der «Vision 2030» präsentiert. Einige seiner ambitionierten Ziele hat er allerdings bereits wieder relativieren müssen. So will er mit dem staatlichen Ölkonzern Aramco später, als ursprünglich geplant, an die Börse, weil das Unterfangen juristisch komplexer und anspruchsvoller ist, als sich MbS das vorgestellt hat. Auch zieht er, anders als anfänglich angedacht, für die Aktienemission (Initial Public Offering) die Börse von Riad vor, weil dort die Transparenzanforderungen deutlich bescheidener sind als in London oder in New York.

Den ursprünglich für 2020 angestrebten Budgetausgleich hat der Kronprinz um drei Jahre hinausgeschoben, und Verzögerungen gibt es auch beim Vorzeigeprojekt eines neuen Saudi-Arabien, dem Mega-Bauprojekt «King Abdullah Financial District» in der Hauptstadt.

Kultfigur der Jugend

MbS weist mit der «Vision 2030» in die richtige Richtung. Um sie umzusetzen, verfügt er über genügend innenpolitischen Spielraum. Die mehrheitlich junge Bevölkerung verehrt der Kronprinzen als Kultfigur, weil er mehr persönliche Freiheiten und eine behutsame Annäherung an den westlichen Lebensstil verspricht. Auch wenn dem religiösen Establishment die Formel «moderater Islam» nicht behagt: Die Geistlichen sind Staatsangestellte und stehen zum Kronprinzen, der ihnen die Löhne bezahlt. Radikale Kleriker und gewaltbereite Extremisten sind im Gefängnis oder ins Ausland geflüchtet. Innerhalb des Königshauses hat bin Salman Schlüsselpositionen mit Leuten seines Vertrauens besetzt.

Die schwierigste Aufgabe wartet aber noch auf ihn: Mohammed bin Salman muss die verkrusteten Strukturen seines Landes aufbrechen und auf Effizienz trimmen. Sonst bleibt seine Vision eine Utopie. *Pierre Heumann*

Hakenkreuz der Linken

Von Rico Bandle — In Zürich begegnet man an jeder Ecke Hammer und Sichel. Niemand scheint sich daran zu stören. Hat der Geschichtsunterricht versagt?

In einigen osteuropäischen Ländern ist das Symbol des Kommunismus, Hammer und Sichel, verboten. Es sind dies Länder, die selbst unter der Grausamkeit dieser politischen Lehre gelitten haben. Hammer und Sichel stehen für eine Ideologie, die weltweit annähernd hundert Millionen Tote zu verantworten hat. Eine Ideologie, die – so die Erfahrung von der Sowjetunion bis Venezuela – im besten Fall zu einer Verarmung der Bevölkerung führt, im Normalfall aber zu Staatsterror und Leichenbergen.

Das Symbol, das im Zuge der Oktoberrevolution von 1917 entstand, ist heute ausserhalb des historischen Kontexts kaum mehr verbreitet. Selbst die meisten der übriggebliebenen kommunistischen Parteien im Westen nehmen Abstand davon.

Nostalgische Gefühle?

Doch in einer Stadt mitten in Europa sind Hammer und Sichel omnipräsent: in der Wirtschaftsmetropole Zürich. In manchen Quartieren stösst man alle paar Meter auf das Symbol: auf Bauabschrankungen, Stromkästen, Strassenschildern, Hauswänden. Oft bleiben die Schmierereien wochen- oder gar monatelang stehen. Und niemanden scheint dies zu kümmern. Wenn sich jemand aufregt, dann höchstens über die Sachbeschädigung

durch die Sprayer, nicht aber über das Motiv. Man stelle sich eine Stadt vor, die überall mit Hakenkreuzen verschmiert ist: Die Empörung wäre zu Recht riesig.

Hinter den Sprayaktionen steht eine Gruppierung, die sich «Revolutionäre Jugend Zürich» nennt. Deren Mitglieder treten als maskierte Krawallmacher regelmässig an Demonstrationen wie dem 1. Mai in Erscheinung. Auch die «Kommunistische Jugend Schweiz» schwenkt bei Demonstrationen zuweilen stolz eine Hammer-und-Sichel-Fahne. Die Jungpartei macht keinen Hehl aus ihren Sympathien für totalitäre Systeme. Auf deren Website heisst es: «Es muss [...] gesagt werden, dass die UdSSR sozialistisch und fortschrittlich war und dass man nicht auf die kapitalistische Propaganda reinfallen soll und dass man die Propagandist*innen und die Bourgeoisie nicht stärken soll, indem man die UdSSR blind verurteilt.»

Weshalb stört sich niemand an den vielen kommunistischen Symbolen in der Stadt? Weil ohnehin niemand die Wirrköpfe ernst nimmt, die sich eine sozialistische Diktatur herbeisehen? Oder etwa, weil in der linken Stadt solche Sprayereien bei vielen Leuten gewisse nostalgische Gefühle hervorrufen? Dann sollten sich die Geschichtslehrer an unseren Schulen dringend Gedanken darüber machen, ob in ihrem Unterricht nicht etwas schief läuft.



Sympathien für totalitäre Systeme: Schmierereien in Zürich.

Empörung des Oberkulturveranstalters

Von Christoph Mörgeli — Ein nie gesehener Panzer und General Wille im Hotel «Bellevue» beherrschten die jüngste Berner Museumsnacht.



«Höchst umstrittene Figur»: nachgestelltes Büro von General Wille im Berner Hotel «Bellevue».

Er finde die Empörung «ehrlich gesagt ein wenig lächerlich», sagte Bernhard Giger, Präsident der Berner Kulturveranstalter («Bekult») und Leiter des von der Stadt mitfinanzierten Kulturhauses Kornhausforum («ein Ort für Gestaltung und Gesellschaftspolitik»). Er meinte damit die 26 000 Franken Steuergelder, welche die Abschiedsfeier für den Vizechef der Berner Kulturabteilung gekostet hat. Schliesslich ist es das erklärte Ziel seines Vereins, «sich für die Sicherung des öffentlichen Kulturauftrags und der dafür bereitzustellenden finanziellen Mittel einzusetzen».

«Tatort»-Macher gegen Gewalt

Überhaupt nicht lächerlich findet Bernhard Giger seine eigene Empörung darüber, dass das Berner Hotel «Bellevue» anlässlich der Museumsnacht vom 16. März einen Themenabend zu General Ulrich Wille veranstaltete. Der Grund: Wille hatte von 1914 bis 1918 in ebendiesem Hotel sein Hauptquartier eingerichtet. In einem Mediencommuniqué entrüstete sich der gelernte Fotograf Giger: «Wille ist eine höchst umstrittene Figur der Schweizer Geschichte des frühen 20. Jahrhunderts.» Eine solche «Figur» in der Museumsnacht zu «ehren», sei aus Sicht der Berner Kulturveranstalter «problematisch». Denn die Museumsnacht stelle eine «Visitenkarte der Berner Kultur»

dar, so der erklärte Achtundsechziger Giger, der die Berner Kultur mit einem peinlichen Buch über 100 Jahre Tschäppät bereichert hat.

Erst recht zu weit gehe das Ansinnen, vor dem Fünfsternehaus «einen Schweizer Kampfpanzer aus der Zeit Ulrich Willes aufzufahren». In Wahrheit verfügte die Schweizer Armee während der über fünfzigjährigen Dienstzeit von Ulrich Wille niemals auch nur über einen einzigen Panzer. Ein solcher fuhr denn in der Museumsnacht auch nirgendwo auf. Dennoch, so Giger, sei «schweres Kriegsmaterial definitiv

Diese Leistungen beider Generäle sind in der Schweizer Geschichte einzigartig.

kein Spielzeug für eine Kulturnacht». Diese pazifistischen Worte stammen von einem Mann, der die Krimiserie «Tatort» mitgestaltet hat und darin Mord, Gewalt und Blut für ein Millionenpublikum inszenierte.

In der Museumsnacht hatten dann weder Bernhard Giger noch sein «Bekult» Grund, sich gross aufzuregen. In einem Raum des Hotels «Bellevue» wurde Willes Büro mit Schreibpult, Uniform und einer Kopie von Hodlers Wille-Porträt nachgestellt. Gezeigt wurde auch eine historische Telefonzentrale; dem leiblichen

Wohl dienten «Gulaschkanone, Spatz & Co.» aus der Feldküche. Dazu erklärte der Militärhistoriker Rudolf Jaun – durchaus ein kritischer Wissenschaftler –, dass sich das 1913 neu eröffnete «Bellevue» direkt neben dem Militärdepartement befand und dass damals ein militärisches Hauptquartier noch keinen Fliegerangriffen ausgesetzt war.

Die Projektleiterin der Berner Museumsnacht bedauerte, dass Bernhard Giger zum Mittel einer Medienmitteilung gegriffen habe. Bei einer eventuellen Nachfrage hätte er nämlich mitbekommen, «dass kein Panzer vorfahren wird». Immerhin erreichte Giger mit seinem Verein «Bekult», dass die Medien die üblichen Plattitüden über General Wille verbreiteten: Er sei «höchst autoritär» gewesen und «unerbittlich» gegen streikende Arbeiter vorgegangen, schrieb die *Berner Zeitung*. Und das Blatt wusste acht Monate vor dem Ereignis atemlos zu berichten, dass Christoph Blocher zum 100. Jubiläum des Streik-Endes «General Ulrich Wille für die Rettung des Vaterlandes hochleben» lasse.

Retter der Demokratie

Nichts deutet in Wahrheit darauf hin, dass Wille «höchst autoritär» gegenüber den Soldaten und «unerbittlich» gegenüber den Arbeitern aufgetreten ist – dies war er allenfalls gegenüber den Offizieren und gegenüber den revolutionär infizierten Streikführern. Fusiliere aus der Arbeiterschaft haben sich daran erinnert, wie der General freundlich mit ihnen plauderte und sich mit Goethes Worten verabschiedete: «Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!» Im Bundesarchiv befinden sich Willes rührende Briefe an Bürgerinnen und Bürger, die ihm gesundheitliche und allgemein menschliche Ratschläge erteilt haben. Einem Feldprediger, der wie die übrigen Hauptleute auch ein Pferd wollte, antwortete der General: «Herr Pfarrer, ich kann Ihnen leider kein Pferd bewilligen. Vergessen Sie nicht, dass Ihr Herr und Meister ehemals auf einem Esel angeritten kam.»

Genau wie später Henri Guisan hat Wille nie eine Militärdiktatur angestrebt, wie sie Hindenburg und Ludendorff im Deutschen Reich tatsächlich verwirklichten. Auch Wille hat sich dem Bundesrat als ziviler Oberbehörde jederzeit unterstellt. Wie Guisan empfand er aber die Landesregierung zuweilen als schlapp, unentschlossen und überfordert. Wille wie Guisan wollten in einem entscheidenden Zeitpunkt angesichts eines schwächelnden Bundesrats die Demokratie vor der Diktatur retten: Wille im November 1918 mit der erfolgreichen Verhinderung des Generalstreiks nach offen deklariertem sowjetischem Vorbild. Und Guisan im Juli 1940 mit dem Rütli-Rapport samt Bekräftigung des unbedingten Widerstandswillens und Bekanntgabe der Réduit-Konzeption. Diese Leistungen beider Generäle sind in der Schweizer Geschichte einzigartig. Sie übertreffen möglicherweise sogar jene des Vereins der Berner Kulturveranstalter.

Weinsteins Genie

Von Moritz de Hadeln — Ich habe Harvey Weinstein mehrmals getroffen. Er gehörte zu den wenigen Hollywood-Produzenten, die den Film wirklich liebten. Niemand hat so viel für das europäische Kino getan wie er. Die Lynchjustiz, die er nun erfährt, ist schlicht degoutant.

Hundert Jahre nachdem die Bewegung der Suffragetten in Grossbritannien das Frauenwahlrecht durchgesetzt hatte, ist der Name Weinstein weltweit ein Synonym für Schande geworden. Der Produzent und Verleiher Weinstein ist zwar für die Vergehen, die ihm zahlreiche Frauen vorwerfen, noch nicht von einem Gericht verurteilt worden, aber Volkes Stimme verweigert ihm das Recht, nicht schuldig zu sein – ein Recht, das jeder angeklagten Person gebührt. Gewisse Institutionen und Organisationen treten inzwischen an die Stelle der Justiz: Der Filmproduzent ist von der Academy of Motion Picture Arts and Sciences ausgeschlossen und als Mitglied der British Academy of Film and Television Arts suspendiert worden. Und es wird ernsthaft diskutiert, ihm den Orden der Ehrenlegion abzuerkennen, die höchste Auszeichnung Frankreichs, wie auch eine ähnliche englische Ehrung, die er von Ihrer Majestät erhalten hat.

Die Bewegung der Suffragetten zu Beginn des 20. Jahrhunderts und die #MeToo-Bewegung, die mit der Weinstein-Affäre verbunden ist, sind zwei Etappen des gleichen, lang andauernden Kampfs für die Gleichstellung und gegen die Macho-Gesellschaft. Kurzum: Es geht um die Forderung nach Respekt.

Wir diskutieren hier natürlich nicht über Vergewaltigung oder andere Missbräuche, die in den meisten unserer Länder strafrechtlich verfolgt werden, sondern über die Beziehung zwischen Männern und Frauen, über Anziehung und Abstossung, wie sie in der menschlichen Natur verankert ist. Wenn eine Schauspielerin von Harvey Weinstein unziemlich angefasst wird, am nächsten Tag allein zu ihm in sein Hotelzimmer geht und dann «Me too!» schreit, dann kann man sie nur mit Brigitte Bardot als «hypocrite» (Heuchlerin) bezeichnen.

Donnernde erste Begegnung

In einem offenen Brief, den *Le Monde* am 9. Januar 2018 veröffentlichte und den hundert Frauen unterschrieben haben, darunter Ingrid Caven und Catherine Deneuve, heisst es zu Recht: «Vergewaltigung ist ein Verbrechen. Aber ein drängendes oder auch ungeschicktes Flirten ist kein Vergehen, genauso wie Galanterie keine machistische Aggression ist.» Catherine Deneuve fügte später hinzu: «Ja, ich liebe die Freiheit, ich mag diese Eigenart unserer Zeit nicht, bei der sich jeder anmasst, zu richten, zu schlichten, zu ver-

urteilen. Eine Zeit, in der jede Anprangerung auf den sozialen Netzwerken zu einer Strafe führen kann, zum Rücktritt oder manchmal, ja oft, zur medialen Lynchjustiz» (*Le Monde*, 14. Januar 2018).

Als Direktor der Festivals von Berlin und Venedig habe ich die Brüder Weinstein gut gekannt. Unsere erste Begegnung 1983 war eher stürmisch, den Persönlichkeiten entsprechend. Ihre 1979 gegründete Firma Miramax stand erst in den Anfängen. Wir hatten dieselbe PR-Agentin, die berühmte Renée Furst.

Wir diskutieren über Anziehung und Abstossung, wie sie in der menschlichen Natur verankert ist.

Als ich in New York war, sagte sie mir eines Tages, ich solle in eine Vorführung in einem der kleinen Off-Broadway-Kinos gehen. Ich erschien zur ausgemachten Zeit, ohne zu wissen, auf wen da noch gewartet wurde.

Die Zeit verging, der Vorführer wurde langsam ungeduldig, weil er anschliessend noch eine weitere Vorführung hatte. Nach 25 Minuten waren sich alle einig, dass man nun beginnen sollte. Zehn Minuten später brach ein Geschrei die Vorführung ab. «Was fällt Ihnen ein, den Film bereits zu starten? Wer sind Sie überhaupt?» Das waren Bob und Harvey Weinstein, die ohrenbetäubend Ein-

Weinstein Co. meldet Insolvenz an

Das frühere Unternehmen des in Verruf geratenen Filmproduzenten Harvey Weinstein hat diese Woche Konkurs angemeldet. Dies, nachdem mehrere Versuche gescheitert waren, die Firma zu verkaufen. Nach Angaben des Unternehmens besteht noch ein Übernahmeangebot einer Private-Equity-Gesellschaft, dem das Insolvenzgericht in Delaware zustimmen müsse. Gleichzeitig gab die Firma bekannt, dass sie per sofort Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus ihren Schweigevereinbarungen entlasse. Diese hatte Weinstein angeblich angeordnet, um seine mutmasslichen Verfehlungen geheim zu halten. Harvey Weinstein, der die «Weinstein Company» 2005 mit seinem Bruder Bob gegründet hatte, musste im Herbst seine Firma aufgrund der Vorwürfe verlassen. (www)

zug hielten – genug laut, um den Vorführer erzittern zu lassen. Der Film war uninteressant, die Vorführung wurde bald abgebrochen, und es ergab sich die Möglichkeit, mit den Weinstains einige Worte zu wechseln und mich vorzustellen.

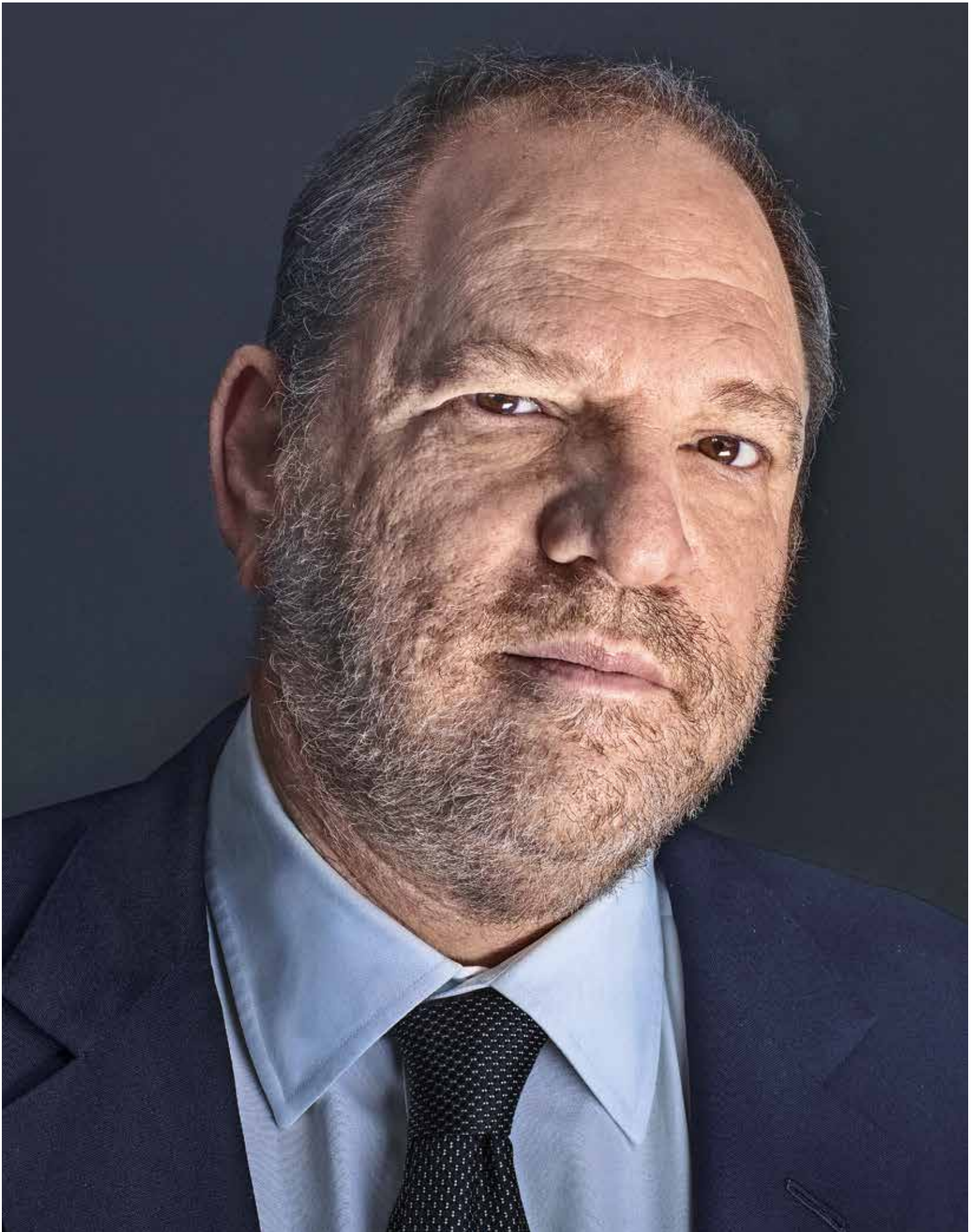
Es erstaunt mich, dass frühere Kollegen von mir, Festivalleiter wie Thierry Frémaux, Dieter Kosslick oder Alberto Barbera, in den Reigen der Verdammung von Harvey Weinstein einstimmen (*Variety*, 12. 10. 2017). Mehr als alle anderen sollten sie sich der wichtigen Rolle bewusst sein, die die Brüder Weinstein, und vor allem Harvey, bei der Unterstützung des europäischen Films innehatten. Harvey zu verbannen, bedeutet, dem europäischen Kino eine wichtige Trumpfkarte zu entziehen: einen Menschen, der Autorenfilme hochschätzt und dessen Kenntnisse es erlaubt haben, wichtige Werke zum Erfolg zu bringen.

Ein Blick auf den Miramax-Katalog genügt, um sich der herausragenden Stellung europäischer Cineasten darin zu vergewissern. Man findet dort Namen wie Claude Lelouch, Ruy Guerra, Patrice Leconte, Franco Zeffirelli, Jim Sheridan, Giuseppe Tornatore, Pedro Almodóvar, Stephen Frears, Xavier Koller, Neil Jordan, Krzysztof Kieslowski, Patrice Chéreau, Bernardo Bertolucci oder Lina Wertmüller, um nur einige Regisseure zu nennen, deren Filme er in den Verleih genommen hatte – und ihnen dadurch den Zugang zum amerikanischen Markt ermöglichte, manchmal sogar mit Hilfe einer Unterstützung als Koproduktion.

Goldenes Scherenhändchen

Harvey Weinstein hat viele Filme erst grossgemacht. Es sollte zwar Prinzip und Regel sein, die Arbeit eines Regisseurs zu respektieren, aber schon seit langem beanspruchen Produzenten das Recht zum finalen Schnitt. Wie manch andere vor ihm war sich Weinstein darüber im Klaren, dass einige Filme in der vorgelegten Form überhaupt keine Chance auf dem internationalen Markt hatten. Sehr zum Leidwesen des Regisseurs hatte er instinktiv ein Auge dafür, welche Änderungen an einem Film vorgenommen werden mussten, um beim Publikum wirksam zu sein.

Ein typisches Beispiel dafür ist «Cinema Paradiso» von Giuseppe Tornatore. Ich habe 1988 die Originalfassung gesehen, die auf dem Festival von Bari gezeigt worden war, dann die von Weinstein «gekürzte» Version, die 1989 den Oscar für den besten ausländischen Film



Sie nannten ihn «Harvey Scissorhands»: Film-Impresario Weinstein.

Er setzte auf starke Frauen

Harvey Weinstein steht als mutmasslichler Frauenbelästiger am Pranger. In seinen Filmen machten immer wieder exzellente Schauspielerinnen Furore. *Von Wolfram Knorr*

Patricia Arquette in «True Romance» (1993) — Weinstein kam, hiess es, mit einem zerknitterten Bündel dichtbeschriebener, zerschnittener und beklebter Seiten und las vor: das Drehbuch zu «True Romance», von Tony Scott mit Christian Slater und Patricia Arquette verfilmt. Die Story eines Paares, das einen Koffer Kokain findet und es verkaufen will, lief am Sundance-Festival, dem Mekka der Independent-Szene, und Harvey Weinstein war scharf auf den Film. Er erwarb ihn und zog wie immer eine grosse PR-Kampagne auf, mit Arquette im Zentrum. Sie war der prägende Typ für die Desillusion der Flower-Power-Bewegung. Ob Weinstein eingriff, um das Ende abzumildern, vom *unrated* (der bösen Originalversion) wegzukommen, ist umstritten.

Uma Thurman in «Pulp Fiction» (1994) und «Kill Bill» (2003) — Sie hatte zwar schon einige Filme hinter sich, aber erst Quentin Tarantino machte sie zum Star, die schlaksige, nordisch wirkende Schönheit



Lasziv-traniger Blick: «Kill Bill».

mit dem lasziv-tranigen Blick und der Glätte wie Porzellan. Die kam vor allem in den «Kill Bill»-Filmen zur Geltung. Tarantino hatte «Pulp Fiction» erst Tristar angeboten, doch die bekam kalte Füsse, und Harvey Weinstein griff zu. Er wollte Meg Ryan oder Holly Hunter. Tarantino lehnte ab. Nur Thurman. Wie sich später zeigte, mochte Harvey Uma nicht. Für ihre Rolle in «The Golden Bowl» stauchte er sie zusammen, nur weil der Film für Cannes eingereicht worden war, ohne dass er eingreifen konnte.

Pam Grier in «Jackie Brown» (1997) — Die fantastische Pam Grier war in den 1990er Jahren in der Hölle der B-Movies

gestrandet. Ihre Hoch-Zeit hatte sie in den Blaxploitation-Filmen der 1970er Jahre als handgreiflich rabiate Lady à la «Foxy Brown»



Mundwerk wie ein Honigtopf: «Jackie Brown».

(1974). Ihr Mundwerk war wie ein Honigtopf, in dem ein Messer steckt. Sie hatte auch komödiantisches Talent («Sheba, Baby», 1975). Tarantino, ein Fan der Exploitation-Filme, holte sie aus der Versenkung. Harvey akzeptierte, rastete aber aus, weil die Endfassung des Films zweieinhalb Stunden dauerte. Es folgte eine Brüll-Orgie. Tarantino gab nicht nach. Erst der Eingriff der Mitproduzenten Bob Weinstein und Lawrence Bender stimmte Quentin um. Die besten Dialogszenen mit Pam blieben drin.

Gwyneth Paltrow in «Shakespeare in Love» (1998) — Natürlich war sie schon in einer Reihe von Nebenrollen zu sehen (unter anderen in «Seven» oder «Hook»), aber der Durchbruch gelang ihr in Jane Austens «Emma» (1996). Harvey hatte sie für die Rolle ausersehen. Gwyneth wurde die Grace Kelly für Harvey, die «First Lady von Miramax», mit der sich alles Zweifelhafte der Firma aufpolieren liess. Paltrow gehörte, wie Matt Damon, Ben Affleck, Tarantino und andere zur «Familie». Der absolute Coup gelang Harvey mit «Shakespeare in Love». Paltrow als Lord-Wessex-Geliebte Viola, die die Julia spielt und sich in Shakespeare verliebt. Harvey soll sich bei den Dreharbeiten in alles eingemischt haben, wie David Selznick bei «Gone with the Wind». Der Film erhielt sieben Oscars, und Gwyneth wurde von Harvey hofiert. Er soll, heisst es, zum Missfallen von Miramax, 100 000 Dollar für Paltrows Paris-Weekend im Privatjet gezahlt haben. Bei Gwyneth war der sonst knausrige Weinstein extrem großzügig.

Monica Bellucci in «Malèna» (2000) — Der italienische Regisseur Giuseppe Tornatore kam 1989 mit «Cinema Paradiso» nach Cannes, und keiner wollte ihn haben, auch im Heimatland war er durchgefallen – aber Weinstein kaufte ihn, «entgrätete» ihn (kürzte ihn um eine halbe Stunde) und liess ihn neu schneiden. Die US-Presse verriss ihn, Harvey war das egal, liess seine PR-Maschine anlaufen und erhielt sogar eine Oscar-Nomination. Der Film wurde ein Hit, obwohl die Amis italienische Filme nicht mehr mochten. Das, glaubte Harvey, könne er mit «Malèna» im Jahr 2000 wiederholen. Tornatore war ein williger Regisseur (er hatte «Cinema Paradiso» selbst gekürzt), und die Story war nach Weinsteins Geschmack: Monica Bellucci zieht als Kleinstadtschönheit Malèna die Blicke der Männer auf sich (ihr Ehemann kämpft an der Front). Freunde rieten Weinstein ab, der Film sei «Käse». Er pushte ihn, schon wegen Monica. Später, im Lauf der Enthüllungen, hat sich Bellucci auch dazu geäussert, ziemlich gelassen. «Beim todesmutigen Kampf mit dem Biest», so die *Süddeutsche Zeitung*, habe sie «keinen bleibenden Schaden davongetragen».

Kate Winslet in «The Reader» (2008) — Nach dem gleichnamigen Roman von Bernhard Schlink produzierte Weinstein 2008 die Verfilmung mit Kate Winslet als ehemaliger KZ-Aufseherin Hanna Schmitz. Zwar war die brillante Charaktermimin schon mehrere Male nominiert, aber erst mit dieser Rolle erhielt sie den Oscar. Dafür sollte sie Weinstein dankbar sein. War sie aber nicht. In ihrer Dankesrede (die ihr vorgeschrieben worden sein soll) vermied sie den Namen des Produzenten, was der ihr schwer verübelte. Er habe sich am Set miserabel benommen und die Arbeit sinnlos erschwert.



Brillante Charaktermimin: «The Reader».

Trotz allem gelang ihr etwas Grosses: Eine weiche Frau, die ihren jugendlichen Liebhaber beim Vorlesen wie durch den Honig wälzt, um ihn dann in einen Brennofen zu schicken.

Meryl Streep als «The Iron Lady» (2011) — Die Grande Dame des US-Kinos verkörperte Margaret Thatcher in ihren letzten, von

Demenz geprägten Lebensjahren. Für die Leistung erhielt sie den Oscar und auch den Golden Globe. Bei der Verleihung schwärmte sie von Weinstein und nannte ihn einen «Gott» des Filmgewerbes. Die Enthüllungen hätten sie erschreckt, sagte sie. Sie habe von nichts gewusst. Meryl Streep gehört zu jener Nomenklatura, die Harvey Weinstein mit äusserstem Respekt und Charme behandelte. Er wollte ja selbst dazugehören und produzierte später auch das Familiendrama «August: Osage County» (2013), wieder mit Meryl Streep, ganz nach Weinsteins Geschmack: eine Ansammlung von Stars, von Julia Roberts bis Benedict Cumberbatch.

Jennifer Lawrence in «Silver Linings Playbook» (2012) — Mit ihrer Hinterweltlerrolle in «Winter's Bone» (2010) erhielt sie ihre erste Oscar-Nomination, und nach ihrer Rolle als emotional instabile Tiffany in «Silver Lining Playbook» hagelte es Preise, auch den Oscar. Lawrence



Handfest: «Silver Linings Playbook».

gehört zu den Handfesten, die sofort in den Overdrive schalten, wenn man ihr blöd kommt. Vielleicht war das der Grund, weshalb sie die Zusammenarbeit mit Weinstein lobte («Er hat sich mir gegenüber immer sehr nett verhalten»). Damit versuchte er sich später (wie mit Streeps Äusserungen) zu entlasten. Jennifer Lawrence reagierte prompt und verwahrte sich lautstark dagegen. Sie kann zum brennenden Dornbusch werden.

Cate Blanchett in «Carol» (2015) — Eine Highsmith-Verfilmung: Anfang der fünfziger Jahre verliebt sich die mondäne Society-Lady Carol in die Warenhausverkäuferin Therese. Wie die blonde, fragile Cate Blanchett als Carol zum samtpfötigen Raubtier wird, um Rooney Mara als Therese sich buchstäblich einzuverleiben, hat magische Kraft. Die hochkultivierte Höllenfahrt in einen Gesellschaftsabgrund. Zahlreiche Nominationen (Golden Globe und Oscar).

und den Jurypreis in Cannes gewann. Ohne in die Erzählung einzugreifen, war es ihm gelungen, die Dramaturgie anzupassen und alle unnötigen Längen und ursprünglich langwierigen Passagen wegzuschneiden.

Ein Gleiches tat er im Jahre 1998 mit «La leggenda del pianista sull'oceano» («Die Legende vom Ozeanpianisten») und 1997 mit «La vita è bella» («Das Leben ist schön») von Roberto Benigni. Nicht umsonst nannte man ihn «Harvey Scissorhands». Ich will natürlich nicht behaupten, diese Retuschen seien gemacht worden, ohne dass die Regisseure darunter gelitten hätten, aber der Erfolg bei Kritikern und Publikum hat die Schmerzen etwas gelindert. Denn wenn Harvey Weinstein beschloss, die Promotion eines Films für den Oscar in die Hand zu nehmen, so tat er es richtig: Er wusste, wie man eine wirksame Lobby organisiert, und das war oft von Erfolg gekrönt. Man muss auch unbedingt die Rolle hervorheben, die Harvey Weinstein beim Werk seines Freundes Quentin Tarantino gespielt hat, dessen heutige Haltung überrascht: «Ich wusste genug, um mehr zu tun, als ich es tat» (Tarantino in der *New York Times*, 19. 10. 2017).

Die Brüder Weinstein hatten die Rollen geteilt: Bob war eher der Mann der Finanzen und Harvey der schöpferische Geist. Sie gehörten beide zu jenem Menschenschlag von Produzenten und Verleihern, der weiss, dass der Film nicht bloss eine Ware wie jede andere ist. In einer Welt, in der dieses Business immer mehr eine Sache von Bankiers geworden ist, gehören die Weinsteins zu jenen seltenen echten Filmemenschern, die für das Kino gelebt haben.

Ihre Verdienste sind unleugbar

Zweifellos war das Privatleben der Weinsteins vom Milieu beeinflusst, in dem sie arbeiteten. Damit kann man nicht alles rechtfertigen, aber

Zweifellos war das Privatleben der Weinsteins vom Milieu beeinflusst, in dem sie arbeiteten.

völlig ausblenden kann man dies auch nicht. Der Film ist eine Kunst, die Emotionen des Zuschauers hervorruft. Sie verlangt manchmal den Schauspielerinnen und Schauspielern alles ab, manchmal auch, dass sie vor der Kamera ausdrückliche Erotik darstellen. Und dann verlangt die Öffentlichkeit, dass sie im Privatleben jeder Versuchung widerstehen und Ikonen des Puritanismus sein sollen. Das ist schlicht heuchlerisch.

Während meiner Zeit als Direktor der Festivals in Berlin und Venedig waren unter den Preisträgern zahlreiche von Miramax koproduzierte oder verliehene Filme, etwa «The English Patient», für den Juliette Binoche in Berlin einen Silbernen Bären erhielt und der danach mit



Moritz de Hadeln (r.), Harvey Weinstein (l.).

neun Oscars ausgezeichnet wurde. In Venedig war Miramax 2003 präsent mit «Dirty Pretty Things» («Kleine schmutzige Tricks») von Stephen Frears, «Frida» von Julie Taymor und 2004 mit «Once upon a Time in Mexico» («Irgendwann in Mexiko») von Robert Rodriguez.

Selten wurde über die Teilnahme eines Films direkt mit den Weinsteins verhandelt, sie liessen sich durch ihre internationalen Manager vertreten. Unsere Partner waren Rick Sands, David Linde oder Cedric Jeanson, alle drei sehr professionell. Rick Sands schuldet mir immer noch ein Beefsteak in dem berühmten New Yorker Restaurant «Gallagher's», als Kompensation für die 50-Dollar-Busse, die ich in Los Angeles erhielt, weil ich schnell zu einer von ihm für unsere Auswahl angesetzten Vorführung musste. Was Harvey Weinstein, den Meister, betraf, so kam er nur mit dem ganzen Filmteam zu den Festivals, um die Früchte seiner Arbeit einzusammeln.

Es ist bedauerlich, dass die Brüder Weinstein den Film «Suffragette» (2015) von Sarah Gavron weder koproduziert noch verliehen haben. Sie haben dadurch eine Gelegenheit verpasst, die Vergangenheit mit der Gegenwart zu verbinden. Auf das Risiko hin, mir den Zorn einiger Feministinnen aufzuladen: Ich wünschte mir, dass man etwas ausgewogener mit Harvey Weinstein verfahren würde, dessen professionelle Verdienste unleugbar sind. Sein Beitrag zu der Kunst, die uns verbindet, ist indiskutabel. Wenn Straftaten vorliegen, muss die Justiz einschreiten, aber Produzenten, Verbände, Institutionen und Medien sollten sich nicht anmassen, die Justiz zu ersetzen.

Moritz de Hadeln, 77, war mehr als zwanzig Jahre lang Direktor der Berliner Filmfestspiele, der Berlinale (1979–2001), danach übernahm er für zwei Jahre die Leitung des Filmfestivals Venedig. Seine Karriere als Festivalleiter hatte er in der Schweiz gestartet: 1969 gründete er das Dokumentarfilmfestival in Nyon, von 1972 bis 1977 war er Direktor des Filmfestivals Locarno. Kürzlich ist im Verlag Rütfer & Rub seine Biografie erschienen («Moritz de Hadeln – Mister Filmfestival»), verfasst von NZZ am Sonntag-Kulturchef Christian Jungen.

Aus dem Französischen von Erika de Hadeln

Mehr zum Thema: Seite 62

Personenkontrolle

Wermuth, Schulz, Fuchs, Vitali, Hässig, Rohner, Reichart, Meier, Meyer, Schönenberger, Stöckli, Lévy, Berset, Grudinin, Sarkozy, Gaddafi, Mitterrand, Chirac, Fillon, Hollande

Cédric Wermuth, Rampensau, möchte sich politisch etwas zurücknehmen. Die rebellischen Zeiten, die er als kiffender Präsident der Jungsozialisten und als Erfinder der aktivistischen Nonstop-Provokation erlebt habe, vermisse er nicht. «Ich bin ganz froh, dass es öffentlich ein bisschen weniger zu und her geht als zu Juso-Zeiten», sagte er im Januar in der *Aargauer Zeitung*. Wenn Wermuth beteuert, er wolle sich mässigen, ist das natürlich relativ. Auf Einladung der Boulevardzeitung *Blick* hat der Aargauer SP-Nationalrat die Gelegenheit wahrgenommen, die europäischen Genossen durch den Fleischwolf zu drehen. Dass es Frankreichs Genossen zerrissen habe, stimme ihn nicht besonders traurig. «Diese Arroganz, diese Volksferne musste dazu führen.» Der Partito Democratico in Italien? «Von den Clowns der Fünf-Sterne-Bewegung gedemütigt.» **Martin Schulz** habe er vor drei Jahren bei einem Auftritt im Aargau erlebt. «Ich dachte, da spricht jemand aus dem Jahr 1960.» Wir finden, Wermuth habe sich bisher mässig gemässigt. (rz)

Thomas Fuchs, bunter Hund, intoniert den Katzenjammer. Der schräge Vogel muss aufgrund einer parteiinternen Amtszeitbeschränkung sein Mandat als Berner SVP-Grossrat abgeben. Das fällt dem Politiker schwer, zumal ihm unter dem Stichwort Hobbys ausschliesslich politische und anverwandte Aktivitäten einfallen. In der Jungen SVP ist der heute 52-jährige Ehrenmitglied, seit 1990 präsidiert der Sanitätsobers der Samaritervereinigung der Stadt Bern, er steht der Vereinigung Pro Libertate vor, und nicht zuletzt ist er Kassier der Wasser- und Abwasserreinigungsgenossenschaft Ottenleuebad. Zu den hervorstechenden Fähigkeiten des allzeit bereiten Mannes gehört es, dass er sich bei jeder SVP-Versammlung, bei politischen TV-Runden und sonstigen Events praktisch immer ellbögelnd ins Scheinwerferlicht zu rücken wusste. Dank seiner medialen Omni-präsenz hat es Fuchs 2011 zu einem kurzzeitigen Gastspiel im Nationalrat geschafft. Der Berner Politbetrieb ohne seinen selbstverliebten Gockel? Undenkbar. Folgerichtig kündigt Thomas Fuchs in seinem Abschieds-



Comeback verhindert: Sarkozy (l.), Gaddafi.



Schnauz muss weg: Kommunist Grudinin.



Er kommt wieder: Thomas Fuchs.



Chef macht Pause: SBB-Meyer.



Unerwarteter Sieg: Journalist Hässig.

gruss an die Berner Grossräte an: «Ich komme wieder, keine Frage.» (rz)

Albert Vitali, Modernist, fordert die Gleichheit vor dem WC. In einer Motion verlangt der Luzerner Nationalrat vom Bundesrat Gesetzesanpassungen, mit denen flächendeckend Unisex-Toiletten erlaubt werden sollen. Getrennte WC-Anlagen in Betrieben oder Restaurants fussten im viktorianischen Zeitalter mit seinen rigiden Moralvorstellungen, kritisiert der Freisinnige und argumentiert, dass sogar schon die alten Römer geschlechtsneutrale Latrinen gehabt hätten. Im bürgerlichen Lager findet die Idee grossen Anklang: Mehr als siebzig Nationalräte und Nationalrätinnen aus FDP, CVP und SVP haben Vitalis Vorstoss mitunterzeichnet. Damit ruhen die Hoffnungen all jener, die die Privatsphäre im Toilettenbereich schätzen und zumindest dort unter ihresgleichen bleiben wollen, für einmal auf den Linken. (fon)

Lukas Hässig, Quälgeist, hat vor dem Zürcher Handelsgericht einen unerwarteten Sieg

gegen die Credit Suisse und deren Präsidenten **Urs Rohner** errungen. Von drei Artikeln, welche Rohner betrafen und wegen denen die CS Hässig eingeklagt hatte, taxierten die Richter lediglich einen als rechtswidrig und verfügten seine Löschung. Hässig erhält von der Credit Suisse eine Prozesskostenentschädigung. Für die Grossbank stritten die Advokaten **Peter Reichart** und **Andrea Meier** von der noblen Zürcher Kanzlei Wartmann Merker, die als Rohners erste Wahl gelten, wenn es darum geht, die Glacéhandschuhe ausziehen. Gemeinsam mit den beiden Anwälten war der heutige CS-Präsident kurze Zeit bei Lenz & Staehelin tätig. (fsc)

Andreas Meyer, Duzfreund, meldet sich ab. Ende Mai nimmt er zwei Monate bezahlte Ferien, wie der *Sonntagsblick* schreibt. Ein sogenanntes Sabbatical steht den SBB-Angestellten nach zehnjähriger Tätigkeit für das Unternehmen zu. Die Nachricht erreicht uns wenige Tage nachdem die SBB-Konzernleitung allen 25 000 Mitarbeitern pauschal das Du angeboten hat. Ob es die darauf fol-

gende Duzwelle war, die Andreas Meyer ins Sabbatical trieb, ist nicht bekannt. (fsc)

Andreas Schönenberger, «Rocket Man», will Salt aus der zunehmend unkomfortablen Nische des Mobilfunks befreien. Am Dienstag kündigte der CEO des Telekom-Unternehmens das schnellste Glasfaserangebot der Schweiz an: Schönenbergers Kunden sollen von zehn Gigabit pro Sekunde profitieren. Bislang war ein Gigabit pro Sekunde das höchste der Gefühle für Schweizer Privatkunden. Mit Fr. 49.95 pro Monat (im Paket mit TV und Festnetztelefonie) darf das Angebot als Kriegserklärung an die Konkurrenz gelten. (fsc)

Hans Stöckli, Volkserzieher, lanciert eine Volksinitiative «zum Schutz der Kinder und Jugendlichen vor Tabakwerbung». Unter dem Vorwand des Jugendschutzes will der Berner SP-Ständerat (und militante Nichtraucher), die Werbung für Tabakprodukte so gut wie verbieten. Dem Initiativkomitee gehört auch **Anne Lévy** an, welche bis 2009 im Bundesamt für Gesundheit als Leiterin der Sektion Alkohol und Tabak wirkte. Die freudlose Volksinitiative kommt gut ein Jahr, nachdem das Parlament das Tabakproduktegesetz von **Alain Berset** (SP) begraben hatte, welches ebenfalls ein weitgehendes Werbeverbot beinhaltete. (fsc)

Pawel Grudin, kapitalistischer Kolchosedirektor, hat ausser einer Wahl auch eine Wette verloren. Der Kandidat der russischen Kommunisten bei den jüngsten Präsidentschaftswahlen hatte versprochen, seinen an Stalin erinnernden Schnurrbart abzurazieren, wenn er weniger als 15 Prozent der Stimmen erhalten werde. Er kam auf 11 Prozent, versucht sich aber zu drücken: Sein Wettgegner, ein Regierungskritiker, solle zuerst bestätigen, dass es bei der Wahl keine Unregelmässigkeiten gegeben habe. (ky)

Nicolas Sarkozy, Ex-Staatspräsident, in Polizeigewahrsam: **Muammar al-Gaddafi** soll ihm fünf Millionen Euro für den Wahlkampf 2007 geschickt haben. Solche Geschäfte waren üblich – von **François Mitterrand** bis **Jacques Chirac**. Nach erfolgter Wahl durfte Gaddafi sein Zelt im Garten des Elysée aufschlagen. Später war Sarkozy die treibende Kraft im Krieg gegen Libyen, in dem der Diktator ums Leben kam. Als erster Ex-Präsident musste Sarkozy zum Untersuchungsrichter. Auch die Instrumentalisierung der Justiz hat Tradition: Sarkozys Rivale (und Premierminister) **François Fillon** war bei Nachfolger **François Hollande** vorstellig geworden, um das Verfahren zu beschleunigen und Sarkozys Comeback zu verhindern. Fortsetzung folgt – mit oder ohne Beweise. (ja)

Nachruf



Der Letzte seiner Art: Nashorn-Bulle Sudan.

Sudan (1973–2018) – Am Montag ist im Tierwildreservat Ol Pejeta in Kenia das letzte männliche Nördliche Breitmaulnashorn gestorben. Der 45 Jahre alte Sudan war altersschwach und wurde deshalb von seinen Leiden erlöst. Als einzige Vertreter dieser Unterart der Breitmaulnashörner leben im Reservat noch Sudans Tochter Najin und die Enkelin Fatu. Das ursprüngliche Verbreitungsgebiet des Nördlichen Breitmaulnashorns erstreckte sich in Zentral- und Ostafrika von Uganda und vom Kongo bis in den Tschad und den Sudan. In alten Zeiten graste es auch im ägyptischen

Niltal und in Marokko. Lebten um 1960 noch knapp 2400 Tiere in freier Wildbahn, blieben gegen Ende des 20. Jahrhunderts noch etwa vierzig Tiere in der Demokratischen Republik Kongo übrig. Bürgerkrieg und marodierende Wilderer löschten schliesslich um 2008 auch diesen Restbestand aus.

Als einzig Hoffnung für die Erhaltung der seltenen Unterart blieb eine kleine Tiergruppe, die 1973 aus der damaligen Republik Sudan in einen tschechischen Zoo zur Weiterzucht verfrachtet worden war. Als dort die Zuchterfolge nur bescheiden waren, brachte man 2009 zwei Bullen und zwei Kühe in den natürlichen afrikanischen Lebensraum von Ol Pejeta. Obschon es auch hier zu Paarungen kam, blieb Nachwuchs leider aus.

Jetzt soll moderne Reproduktionsmedizin am Berliner Leibniz-Institut für Zoo- und Wildtierforschung das Nördliche Breitmaulnashorn doch noch vor dem endgültigen Verschwinden retten. Da sowohl Sudan wie die beiden älteren Damen für die Fortpflanzung zu alt waren, hatte man 2017 damit begonnen, Eizellen der letzten Kühe mit tiefgefrorenen Spermien, die man bereits in früheren Jahren in Tschechien gewonnen hatte, künstlich zu befruchten. Die im Reagenzglas produzierten Embryonen sollen nun Leihmüttern von Südlichen Breitmaulnashörnern eingepflanzt werden. Diese heute vor allem in Südafrika lebende Unterart hat sich dank intensivem Tierschutz seit 1900 von noch zehn übriggebliebenen Tieren doch wieder auf 20 000 vermehrt. *Herbert Cerutti*

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

Prävention: Staatsaufgabe oder Eigenverantwortung?

ab Montag, 26. März 2018, täglich um 17.35 Uhr auf



und ab Montag, 2. April 2018, täglich um 17.25 Uhr auf

TELE Z

und unter:

www.fokus-kmu.tv

Selbstüberschätzung der Psychiater

Von Philipp Gut — Der kaltblütige Mörder Thomas N. veranstaltete eine sadistische Blutorgie. Rennommierte Gutachter halten den Vierfachmörder für «therapierbar». Das ist der falsche Ansatz. Der Prozess um den Mordfall Rapperswil offenbart die weltfremde Hybris der Psychiatrie – und schmerzliche Gesetzeslücken.

Mit dem Urteilsspruch des Bezirksgerichts Lenzburg ist der Prozess um den Mordfall Rapperswil am vergangenen Freitag zu Ende gegangen – ein Prozess, der die Öffentlichkeit in Atem hielt und den sie via Ticker auf den Online-Medien live mitverfolgen konnte. Transparenz total – und trotzdem bleiben beunruhigende Fragen offen.

Thomas N., der Täter, ist ein kaltblütiger Killer, der am Morgen des 21. Dezember 2015 vier Menschen in deren Haus überraschte, täuschte, fesselte und ihnen mit einem Messer «von links nach rechts» die Kehle auftrennte, wie es in der in ihrer Nüchternheit erschütternden Anklageschrift der Staatsanwaltschaft heisst. Der Vierfachmörder löschte eine ganze Familie aus: Mutter Carla Schauer, die beiden Söhne Davin und Dion sowie Simona, die Freundin des Letzteren. Simona musste mit ansehen, wie Thomas N. den neben ihr liegenden, gefesselten Freund mit einem «durchgehenden Schnitt durch die Kehle» regelrecht abschlachtete. Auf die gleiche Weise tötete Thomas N. danach die anderen drei Opfer. Den dreizehnjährigen Davin hat der pädophile Täter vor dem Tod auf übelste Weise sexuell missbraucht und die Taten auf seiner Handkamera festgehalten – zum Zweck späteren Lustgewinns. Immer wieder schaute er sich die Missbrauchsszenen mit dem von ihm ermordeten Knaben bis zu seiner Verhaftung an.

Danach: Spaziergang, Diner, Casino

Was an diesem Morgen des 21. Dezember 2015 von 7.30 bis 11 Uhr in einem Einfamilienhausquartier am Rand der 5000-Seelen-Gemeinde Rapperswil geschah, war eine unvorstellbar sadistische Blutorgie. Doch während er eine ganze Familie auslöschte und das Leben der Hinterbliebenen zerstörte, liess sich Thomas N., der im selben Dorf unweit des Tatorts bei seiner Mutter wohnte, nichts anmerken. «Das Leben des Beschuldigten verlief weiter wie vor der Tat», bemerkt die Staatsanwaltschaft. Nach dem Gemetzel ging der Täter nach Hause und duschte, während die Feuerwehr am Tatort versuchte, den von ihm gelöschten Brand zu löschen. Darauf machte Thomas N. mit seiner Mutter und den beiden Hunden einen Spaziergang. Am Abend fuhr er mit zwei nichtsahnenden Kollegen nach Zürich in den Ausgang, als wäre nichts gewesen. Die Kosten für das Diner und den anschliessenden Casinobesuch bezahlte er mit einem Teil des Geldes, das er am Morgen

von seinen Opfern erpresst hatte, solange sie noch lebten.

Das unfassbare Geschehen – strafrechtlich handelt es sich um mehrfachen Mord samt mehrfacher räuberischer Erpressung, um mehrfache Freiheitsberaubung, mehrfache Geiselnahme, mehrfache sexuelle Handlungen mit Kindern, mehrfache sexuelle Nötigung, mehrfache Pornografie, Brandstiftung und Urkundenfälschung – wäre eigentlich ein klarer Fall für Strafe und Vergeltung. In anderen Ländern gibt es Strafen, die gleich mehrfach lebenslänglich sind, von Therapien spricht dort niemand. Aber nein, die wichtigste Frage, die am Prozess im Mordfall Rapperswil vom ersten Tag an im Raum stand, war: «Ist Thomas N. therapierbar?»

Wir haben verlernt, Schuld und Sühne, Strafe und Vergeltung als Kriterien ernst zu nehmen. Der Prozess um den Mordfall Rapperswil lässt sich als Symptom einer verantwortungslosen

Wir haben verlernt, Schuld und Sühne, Strafe und Vergeltung als Kriterien ernst zu nehmen.

Therapiefixierung unserer Gesellschaft betrachten, die auch in anderen Lebensbereichen spürbar ist – von der Schule über die Verkehrserziehung bis hin eben zum Tatbereich schlimmster sadistischer Sexualmörder.

Widersprüche der Gutachter

«Gutachter halten Thomas N. für therapierbar», so oder ähnlich lauteten die Schlagzei-



«Stets offen und transparent»: Gutachter Sachs.

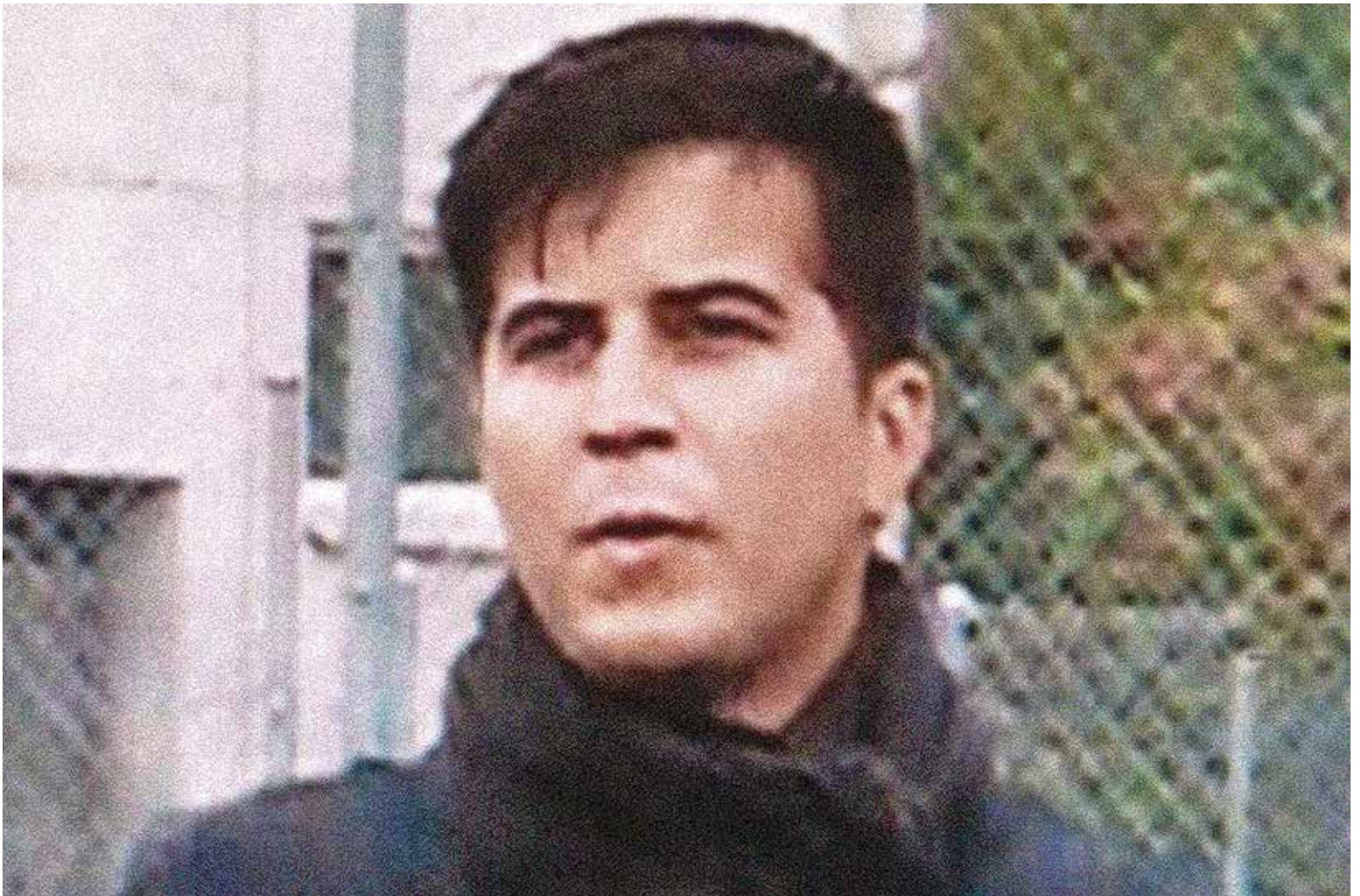
len nach dem ersten Prozesstag. Die Gutachter, das sind Dr. Josef Sachs, ehemaliger Chefarzt der Psychiatrischen Dienste Aargau in Königsfelden, und Prof. Elmar Habermeyer, Direktor der Klinik für Forensische Psychiatrie an der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich. Beide sind sehr erfahrene Spezialisten. Habermeyer, deutscher Staatsbürger, sagte am Prozess, er habe schon über 600 Gutachten allein in der Schweiz erstellt, insgesamt seien es rund tausend. Auf die Frage von Gerichtspräsident Daniel Aeschbach, ob «Herr N. dauerhaft untherapierbar» sei, antwortete der Professor: «Nein, ich sehe Perspektiven.» Bei jemandem, der noch nie eine Therapie gehabt habe, könne man nicht sagen, dass er untherapierbar sei.

Der zweite Psychiater, Josef Sachs – auch er hat in seiner Karriere über tausend Gutachten geschrieben –, liess sich ebenfalls nicht auf die Äste hinaus und sprach Thomas N. die Therapierbarkeit nicht grundsätzlich ab. Als handle es sich bei der Prognose des Therapieergebnisses um exakte Wissenschaft, sagte er: «Die ersten Erfolge können frühestens in zehn Jahren feststellbar sein.» Habermeyer dagegen glaubt an einen viel früheren Erfolg, bereits ab fünf Jahren Therapie. Das ist eine beträchtliche Differenz, doch kein Wunder: Die ganze Übungsanlage ist schief. Kein seriöser Gutachter wird eine Prognose darüber abgeben, wie das Seelenleben und das Rückfallrisiko eines Täters in dreissig, vierzig, fünfzig Jahren aussehen werden.

Auch sonst fiel am Prozess auf, dass sich die Experten in wichtigen Fragen widersprachen.



«Ich sehe Perspektiven»: Professor Habermeyer.



«Meister der Manipulation»: Vierfachmörder Thomas N.

Während Habermeyer bei Thomas N. eine narzisstische Persönlichkeitsstörung diagnostiziert, meint Sachs, es liege keine narzisstische Persönlichkeitsstörung vor. Zwei Psychiater, drei Meinungen.

Das teils widersprüchliche Feilschen um die Therapiefähigkeit des Mehrfachmörders von Rapperswil ist angesichts der Schwere der Tat deplatziert, aber juristisch ist es von entscheidender Bedeutung. Inzwischen weiss es die ganze Schweiz: Nur wenn zwei Gutachter unabhängig voneinander zum Schluss kommen, dass ein Täter nicht therapierbar sei, können die Richter eine lebenslange Verwahrung aussprechen. Im Fall von Thomas N. hat das Bezirksgericht Lenzburg denn auch eine lebenslängliche Freiheitsstrafe plus eine sogenannte ordentliche Verwahrung ausgesprochen. Lebenslänglich heisst aber nicht lebenslänglich: Nach fünfzehn Jahren müssen die Justizbehörden von Amtes wegen prüfen, ob Thomas N. entlassen werden kann.

Anwalt kritisiert Gutachtergläubigkeit

Der Brugger Anwalt Markus Leimbacher vertritt die Interessen von engsten Hinterbliebenen der Opfer: der Eltern von Carla Schauer, von deren Bruder und deren Lebenspartner. Als aktiver Sozialdemokrat steht er nicht im

Ruf, ein übertriebenes Faible für eine exzessive Law-and-Order-Politik zu haben. Doch Leimbacher kritisiert die «Gutachtergläubigkeit», wie sie am Beispiel des Mordfalls Rapperswil greifbar wird: Richter würden Gutachten von Psychiatern oft unkritisch übernehmen und so die Verantwortung abschieben, sagt Leimbacher im Gespräch mit der *Weltwoche*. Im Schweizer Rechtssystem klaffe eine schmerzliche Lücke, es fehle eine wichtige Sanktion: «Bei Tätern wie Thomas N. geht es nicht primär um die richtige Massnahme, sondern darum, dass man sie für immer wegsperren und die Gesellschaft vor ihnen dauerhaft schützen kann», so Leimbacher. Lebenslänglich müsse bei so schweren Taten auch wirklich lebenslänglich bedeuten.

Die geltende Voraussetzung für eine lebenslange Verwahrung – zwei Gutachter müssen den Täter auf immer für untherapierbar erklären – taxiert Markus Leimbacher als unsinnig. «Bei einem 34-jährigen Täter wie Thomas N. finden Sie keinen Psychiater, der das bestätigen würde.» Leimbacher fordert einen neuen Passus im Strafgesetzbuch. Die Bestimmung, dass bei einem zu einer lebenslänglichen Freiheitsstrafe verurteilten Mörder spätestens nach fünfzehn Jahren die bedingte Freilassung zu prüfen ist, könnte durch einen Zusatz

in der folgenden Art ergänzt werden: «In schwerwiegenden Fällen kann auf die Anwendung dieser Formel [die bedingte Freilassung] verzichtet werden.» Zumindest aber, so Leimbacher, sei der Zeitpunkt, ab welchem ein Gesuch um bedingte Entlassung gestellt werden kann, um fünf oder zehn Jahre später anzusetzen.

Hier liegt der springende Punkt: Gäbe es eine solche Gesetzesbestimmung bereits, würde das Strafwesen nicht in diesem fragwürdigen Ausmass verpsychiatrisiert. Der juristische Grundsatz, gemäss dem die Höhe der Strafe vom Verschulden des Täters abhängig ist, würde dann die Richter ohne weiteres Brimborium dazu ermächtigen, die Maximalstrafe zu verhängen (die Schuldfähigkeit des Täters vorausgesetzt). Lebenslänglich hiesse dann bei Mord nicht mehr nur theoretisch, sondern tatsächlich lebenslänglich. Dass dem heute nicht so ist, hat nach Einschätzung von Fachleuten mit der Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK) zu tun. Aufgrund dieser internationalen Vereinbarung sei die bedingte Entlassung von zu lebenslänglichen Freiheitsstrafen verurteilten Mördern in die Schweizer Gesetze eingeflossen. Dasselbe gelte für den Artikel zur lebenslänglichen Verwahrung (Art. 64 Abs. 1^{bis}), der bewusst ver-

Freudsche Verbrecher

Viele Versther der kranken und kriminellen Psyche leiden selbst an Selbstüberschätzung – und missachten die Widerstandskraft der Normalen. *Von Rolf Degen*

Unser Fach», bekannte David Shakov, ein Gründervater der klinischen Psychologie, «hat einen Hang zur Unbescheidenheit.» Es verspreche mehr, als es halten könne, und lobe ungeprüfte Massnahmen lauthals über den grünen Klee.

In der Tat: Die grosse Mehrheit aller Psychotherapeuten schätzt ihre eigenen Fertigkeiten als «weit überdurchschnittlich» ein, eruierte kürzlich der US-Psychologe Scott Lilienfeld bei einer Erhebung unter Branchenkollegen. «Kaum einer will wahrhaben, zu den unteren fünfzig Prozent zu gehören.» Dabei krankt just die Psychotherapie, das Zugpferd der Psychobranche, an einem peinlichen Legitimationsdefizit.

Wir vertrauen auf die Wirksamkeit neuer Medikamente, weil sie das Rennen gegen eine blind getestete Zuckerpille (Placebo) bestehen. Die allermeisten Psychotherapiestudien hängten die Latte aber viel tiefer und zögen nur die unbehandelten Patienten auf einer «Warteliste» zum Vergleich heran, beanstandet die US-Psychiaterin Beth Patterson. Der Verbleib in der Warteliste wirkt aber nach neuen Daten wie ein negatives Placebo (Nozebo): Da die erlösende Aufnahme in die Therapie unterbleibt, schrauben die Betroffenen ihre Hoffnungen herunter.

«Unvorhersehbarkeit»

Wenn man nur die Studien heranzieht, die den höchsten Ansprüchen genügen, schneidet die Seelenklempnerei kläglich ab. Wie der Psychologe Michael Pascal Hengartner von der Universität Zürich in einer aktuellen Übersichtsarbeit aufzeigt, gibt es in dem Zusammenhang sogar Anzeichen, «dass der Effekt der Psychotherapie unter die Schwelle der klinischen Relevanz fallen könnte». Kürzlich sei sogar der Vorwurf erhoben worden, dass der antidepressive Behandlungserfolg von Psychotherapie – und Medikamenten – vollständig auf dem Placeboeffekt basiere. «Die Forderung, eine

Überlegenheit über Placebo nachzuweisen, ist für die Psychotherapie das Rezept zur Selbstabschaffung», winkt der Frankfurter Psychologe Harald Walach gerade ab.

Das Problem verschärft sich bei der Behandlung von schwer gestörten und gewalttätigen Kriminellen. Beim überwiegenden Teil der «sicherungsverwahrten» Straftäter wird eine psychiatrische Diagnose gestellt. «Dabei handelt es sich bei nahezu 81 Prozent um eine Persönlichkeitsstörung und dann regelhaft um eine antisoziale Persönlichkeitsstörung», bemerkt ein Team um die Kölner Psychiaterin Stefanie Gairing. Den impulsiven Tätern aus dieser Kategorie, oft als «Psychopathen» deklariert, mangelt es nicht nur an Empathie – sie zeigen auch wenig Behandlungswillen.



Psychologe Hengartner.

«Es gibt Anzeichen, dass der Effekt der Psychotherapie unter die Schwelle der klinischen Relevanz fällt.»

Dass therapeutische Hoffnungen für diese Gruppe vorerst unerfüllt blieben, habe eine statistische Gesamtschau der Cochrane Library, des absoluten Goldstandards der biomedizinischen Qualitätskontrolle, nachgewiesen. Originalton Cochrane: «Bei keinem einzigen therapeutischen Test hat sich eine Verbesserung antisozialer Verhaltensweisen wie Straffälligkeit, Aggressivität oder Impulsivität ergeben.» Die amerikanische Sozialwissenschaftlerin Melissa Grady hat gerade nach den schärfsten methodischen

Vorgaben den langfristigen Therapieerfolg bei 512 einsitzenden Sexualstraftätern getestet. Fazit: Das Programm konnte keine Verringerung der Rückfälle bei sexuellen und gewalttätigen Straftaten erzielen.

Nicht viel besser sieht es mit der Gabe aus, das Gefährdungspotenzial eines Täters abzuschätzen, bevor das Kind ins Bad fällt. «Die vorhandenen Diagnose-Instrumente besitzen höchstens eine schwache bis mässige Zuverlässigkeit», so eine Forschergruppe der Universität Oxford in einer aktuellen Bestandsaufnahme. «Mehr als die Hälfte aller Täter, denen die Gutachter Gewalttätigkeit vorhersagen, strafen ihre Prognose Lügen.» Aber die 9 Prozent, die entgegen ihrer offiziellen Unbedenklichkeitserklärung Gewalt ausüben, stellen das grösste Risiko für die öffentliche Sicherheit dar. Auch bei der Pro-

gnose der «Therapierbarkeit» führt der Blick in die Kristallkugel häufig in die Irre. Zwar gibt es Risikofaktoren, die statistisch die Rückfallgefahr von behandelten Gruppen bemessen. «Für die Vorhersage von Behandlungsverläufen im Einzelfall ist deren Nutzen aber begrenzt», betonen die Reichenauer Psychiater Jan Querengässer und Thomas Ross. Und bemühen die Chaostheorie, die Lehre vom Schmetterling und von seinem folgenschweren Flügelschlag: «Chaotische Prozesse lassen sich auch in Psychotherapien abbilden, was auf eine prinzipielle Unvorhersehbarkeit langfristig angelegter Therapieverläufe schliessen lässt.»

Realitätsverkennung

Nicht nur bei der Einschätzung ihrer Macht über die kranke Psyche leiden viele «hilflose Helfer» an Realitätsverkennung. Die Fähigkeit normaler Individuen, schwere seelische Belastungen unbeschadet zu ertragen, wird in der Psychobranche notorisch kleingeredet. Kronzeuge ist die Bundespsychotherapeutenkammer, die unlängst (basierend auf vierzig Fällen) öffentlichkeitswirksam verkündete: «Mindestens die Hälfte der Flüchtlinge in Deutschland ist psychisch krank.» Kämen diese durch den Krieg traumatisierten Opfer nicht in den Segen einer Therapie, werde die Störung schlimmstenfalls chronisch – und könne über drei Generationen weitergegeben werden.

Dabei hatte der US-Psychologe George Bonanno in einer richtungweisenden, über 5000 Mal zitierten Meilenstein-Publikation die gesamte Literatur über die posttraumatische Belastungsstörung auseinandergenommen. Quintessenz: «Die überwältigende Mehrheit aller Menschen, die solchen Belastungen ausgesetzt wird, trägt keine dauerhaften Störungen davon.» Zwar litten viele Opfer unter vorübergehenden Stresssymptomen, die aber in den meisten Fällen bald in einer erfolgreichen Bewältigung mündeten. Resilienz, also die psychische Widerstandskraft, sei keine seltene Ausnahme, sondern der Normalfall.

Die frohe Botschaft stösst in der Branche auf taube Ohren, läuft ihre Verleugnung ja auch in der Praxis oft auf eine wohlfeile Arbeitsbeschaffungsmassnahme hinaus. Pikant ist da nur der Befund, den Wiener Forscher kürzlich bei einer Sondierung von 500 Flüchtlingen erhoben haben: Die meisten (85 Prozent) stellen sich selbst eine gute oder sehr gute Gesundheitsdiagnose aus. Die Männer hielten sich sogar für fitter als ihre einheimischen Geschlechtsgenossen.

wässert worden sei, um ihn EMRK-konform zu machen.

Wie eine Eingeweideschau

Solange es nun aber diesen Passus – sinn-gemäss: «Dein Verschulden ist so hoch, dass wir dich nie mehr herauslassen» – im Strafgesetzbuch nicht gibt, bleiben Tricks und möglicherweise fatalen Manipulationsversuchen von Seiten abgefeimter Täter Tür und Tor geöffnet. Auch diese Problematik liess sich am Ruppertsweiler Mordprozess beobachten.

So meinte Professor Habermeyer: «ThomasN. war wenig strategisch oder manipulativ.» Der Täter habe ihm «viel Einblick in sein Denken gegeben». Er habe ihn nie manipulieren wollen; auf Anfrage der *Weltwoche* wollte sich Habermeyer nicht zu seiner Einschätzung äussern. Ähnlich klang es bei Dr. Sachs. Auf die Frage des Gerichtspräsidenten, ob er Täuschungsversuche von ThomasN. festgestellt habe, verneinte der Psychiater. ThomasN. sei stets offen und transparent gewesen. «Nach der Tat hatte er keinen Grund, etwas zu verheimlichen.» Allerdings sei das «Vorspielen eines Therapiewillens immer möglich», und er könne dies auch bei N. nicht ausschliessen.

Dieses weitreichende Vertrauen der psychiatrischen Gutachter in den skrupellosen Killer, der nach exaktem Plan vorging und nach der Blutorgie von Ruppertswil in mehreren Kantonen weitere Verbrechen nach demselben Muster begehen wollte, erstaunt. Besonders, wenn man die Vorgeschichte betrachtet. Hinterbliebenen-Anwalt Leimbacher brachte es in seinem Schlussplädoyer auf den Punkt: «ThomasN. log und log und log. [...] ThomasN. beschönigte und beschönigte und beschönigte. [...] ThomasN. manipulierte, manipulierte und manipulierte.»

Dieses hochmanipulative Verhalten stellte er schon vor dem Prozess wiederholt unter Beweis. In der Anklageschrift kann man nachlesen, wie er jahrelang seine eigene Mutter täuschte und ihr – mit Hilfe gefälschter Dokumente – vorgaukelte, an der Universität Luzern erfolgreich ein Geschichtsstudium mit dem Mastertitel abgeschlossen zu haben und nun an der Universität Bern als Doktorand beschäftigt zu sein. Sogar während der Tat gab er Carla Schauer vor, ein Foto von ihr an einen Komplizen zu senden, der am Bankschalter kontrollieren würde, ob sie wirklich das Geld abhebe, das er von ihr erpresste. In Wahrheit gab es diesen Komplizen nicht, ThomasN. habe sein Opfer durch die Lüge «nur zusätzlich gefügig machen» wollen, schreibt die Staatsanwaltschaft. Wenige Tage vor der Tat erstellte ThomasN. auf seinem Laptop eine Visitenkarte, die ihn als «Dr. Sebastian Meier, Schulpsychologe» auswies, und er fabrizierte ein fiktives Schreiben der Kreisschulbehörde Buchs-Rohr. Mit diesen gefälschten Dokumenten verschaffte er sich Zugang zum Haus der Opfer.



«Gutachtergläubigkeit»: Anwalt Leimbacher.

Diese falsche Identität als promovierter Psychologe setzt der Therapie-Mode, die im Fall ThomasN. zum Ausdruck kommt, die bitter-ironische Spitze auf. Wie können die hochdekorierten psychiatrischen Gutachter einem Mann vertrauen, der sich erfolgreich als einer der ihren ausgab und der von A bis Z alle täuschte, von seiner Mutter über die Kollegen bis zu den Opfern? Wie ist diese weltfremde Einschätzung zu erklären? Hängt sie vielleicht mit dem Menschenbild und einer gewissen *déformation professionnelle*, ja möglicherweise mit einer Selbstüberschätzung der Psychiater zusammen, die auch in den brutalsten Tätern das Gute suchen und auf ihre eigene Heilkraft setzen?

Prognosen bei ganzen Tätergruppen hätten eine gewisse Verlässlichkeit, bei Einzeltätern aber seien sie «Astrologie», sagt der Wissenschaftsjournalist und Buchautor Rolf Degen (s. Artikel, Seite 20). Hörte man sich die unbestimmten, ausweichenden, aber im Grundton doch irgendwie optimistischen Aussagen der Gutachter – insbesondere von Elmar Habermeyer – am Prozess an, bestätigte sich dieser Eindruck. Man fühlte sich an die Eingeweideschau erinnert, mit der die alten Römer den Ausgang einer Schlacht oder andere Ereignisse der Zukunft voraussehen wollten.

Das radikal Böse ist nicht mehr denkbar

«Macht ist an sich böse», notierte Jacob Burckhardt, der grosse realistische Schweizer Historiker des 19. Jahrhunderts. So weit muss man nicht gehen. Doch das radikal Böse scheint heute kaum mehr denkbar – zumindest in dem Milieu, in dem sich Psychiater und Psychologen bewegen. In der breiten Bevölkerung beurteilt

man Täter wie ThomasN. weniger optimistisch, das Verständnis für ihre grauenvollen Verbrechen hält sich in engen Grenzen. Bürger neigen dazu, den Schutz der Gesellschaft vor weiteren brutalen Gewaltakten höher zu gewichten als das Wohl des Täters.

Die Skepsis bleibt berechtigt. Denn ein zusätzlicher Schwachpunkt im Zusammenspiel von Gutachtern und Richtern besteht laut Insidern darin, dass häufig gar nicht klar sei, ob zwischen den beim Täter diagnostizierten psychischen Störungen und der Tat ein direkter kausaler Zusammenhang bestehe. Nur wenn ein solcher Zusammenhang gegeben sei, stelle sich überhaupt die Frage der Therapierbarkeit. Bei ThomasN. war dies aber gerade nicht der Fall. Gutachter Sachs machte deutlich, dass das von ihm festgestellte Krankheitsbild nicht zwingend mit den brutalen Morden in Verbindung gebracht werden könne. Ergo spielt es gar keine Rolle, ob die Therapien anschlagen oder nicht.

In seinem eindrücklichen Plädoyer, das weitgehend auf juristische Argumentationen verzichtete – das überliess er der Staatsanwältin –, wies Hinterbliebenen-Anwalt Leimbacher auf die Risiken und blinden Flecken einer Justiz hin, die sich abhängig macht von den sicher nach bestem Wissen und Gewissen ausgeführten Expertisen der Psychiater: «Es ist doch gut, zu hören, wenn der Beschuldigte mit Yoga begonnen hat, dass er sich in der Therapie wohl fühlt und glaubt, eine weitergehende Behandlung könne ihm helfen. Er hat sich auf eine auffällige Art und Weise dem Fragesteller anpassen und entsprechend Ant-

Bürger neigen dazu, den Schutz der Gesellschaft höher zu gewichten als das Wohl des Täters.

wort geben können. Er geriet nur selten aus der Fassung, obwohl auch bohrende und kritische Fragen gestellt wurden. Und genau das ist ja das Gefährliche und das Unberechenbare an der Art von Tätern wie dem Beschuldigten: Sie schaffen es vordergründig, Vertrauen zu schaffen, und gewinnen so das Gegenüber für sich, welches dann kritiklos seine Ansichten übernimmt.» Die manipulative Seite von ThomasN. dürfe nicht ausser Acht gelassen werden: «Er ist geradezu ein Meister der Manipulation.»

ThomasN. wäre nicht der erste Killer, der diese Eigenschaften perfekt beherrscht. Claude D., der Mörder der neunzehnjährigen Marie, ist ebenfalls als grosser Manipulator bekanntgeworden. Das ist ein Grund mehr, die Therapieseligkeit der Justiz in Frage zu stellen und das Strafrecht so zu reformieren, dass brutale Mörder auf Lebenszeit hinter Gitter kommen – ohne psychologisch-psychiatrischen Eiertanz. ○

«Psychopathen sind sehr charmant»

Von Katharina Fontana und Manuel Rickenbacher (Bild) — Der Umgang mit gefährlichen Sexual- und Gewaltstraftätern gehört zum Berufsalltag von Rechtspsychologin Catherine Graber. Ein Gespräch über manipulative Täter, pädophile Obsessionen und die Grenzen von Therapien.

Der Vierfachmörder und Kinderschänder Thomas N. soll während seiner Zeit im Gefängnis therapiert werden. Ist es nicht abwegig, einen solchen Mann behandeln zu wollen? Überschätzen sich Psychiater und Psychologen nicht masslos, wenn sie einen Täter wie Thomas N. für therapierbar erklären? Und ihm damit die Chance geben, dereinst wieder auf freien Fuss zu gelangen? Nein, meint Catherine Graber. Die Rechtspsychologin arbeitete acht Jahre lang beim Psychiatrisch-Psychologischen Dienst im Amt für Justizvollzug des Kantons Zürich unter der Führung von Chefarzt Frank Urbaniok. Seit 2017 leitet sie die Zweigstelle des privaten forensischen Instituts Forio in Zürich. Im Auftrag von Staatsanwaltschaften und Gerichten erstellt Catherine Graber Gutachten von Straftätern und bietet Therapien an, die das Rückfallrisiko senken sollen.

Frau Graber, wie soll sich ein derart böser Mensch wie Thomas N. mittels Therapie zum Guten entwickeln können?

Der Verurteilte ist jung, 34 Jahre alt, und er ist ein Ersttäter. Auch bei Thomas N. – ich kenne den Fall nur aus den Medien – kann man nicht von vornherein jegliche Chancen auf eine positive Entwicklung ausschliessen, zumal er in seinem Leben noch nie therapiert wurde und er sich offensichtlich willig zeigt, eine Behandlung zu beginnen. Unser Strafrecht ist grundsätzlich darauf angelegt, dass ein Verurteilter dereinst wieder in Freiheit gelangt. Deshalb ist es richtig, wenn man versucht, die Rückfallgefahr zu reduzieren. Gleichzeitig ist klar, dass der Täter eingesperrt bleiben muss, solange er gefährlich ist.

Die beiden Gutachter im Fall Ruppertschwil haben beim Täter eine Pädophilie und eine Persönlichkeitsstörung diagnostiziert. Erklären diese Abweichungen das Delikt?

Nach meiner Ansicht nicht, zumindest nicht vollständig. Es ist nicht so, dass Pädophile, die in ihrer Persönlichkeit gestört sind, typischerweise solche Delikte begehen. Was mir aufgrund der Medienberichterstattung bei Thomas N. aufgefallen ist, sind die Dominanz, die Machtausübung und die Tötungsbereitschaft sowie seine Fähigkeit, eine Art Doppelleben zu führen – diese Eigenschaften sind keine psychischen Störungen, sie dürften für das Delikt aber ganz entscheidend gewesen sein.



«Ganz harte Konfrontationen»: Rechtspsychologin Graber.

Dann geben die Gutachten, die sich beide auf die psychischen Störungen konzentrieren, die Gefährlichkeit des Täters nicht vollständig wieder?

Ich persönlich hätte wohl mehr Gewicht auf die erwähnten Merkmale gelegt. Neben psychischen Störungen sind auch Eigenschaften wie die Tötungsbereitschaft oder die Dominanz relevant, um das Risiko abbilden und die Tat erklären zu können. Aber wie gesagt, ich kenne weder die Gutachten noch die Tat näher.

Das Bundesgericht hat jüngst die lebenslängliche Verwahrung von Claude D. aufgehoben, der zwei Frauen getötet hat. Dies, weil nur einer der beiden Psychiater den Mann ausdrücklich als lebenslang unthera-

pierbar bezeichnet hatte. Ist es überhaupt möglich, eine Prognose auf Lebenszeit zu erstellen?

Es ist zweifellos sehr schwierig, eine Untherapierbarkeit auf vierzig, fünfzig Jahre vorherzusagen. Ich denke, dass das Parlament die Verwahrungsinitiative unglücklich umgesetzt hat, als es auf die «dauerhafte Untherapierbarkeit» des Täters abstellte. So plädiert beispielsweise Frank Urbaniok schon seit Jahren dafür, dass die lebenslängliche Verwahrung davon abhängen sollte, ob der Täter als ausserordentlich gefährlich anzusehen ist, ob das Rückfallrisiko exorbitant hoch ist und die Chance, dass man ihn irgendwie bessern kann, extrem klein ist. Allerdings muss man sehen, dass die ordentliche Verwahrung,

die auch für Thomas N. verfügt wurde, heute faktisch wie eine lebenslängliche Verwahrung wirkt: Kaum ein Täter kommt mehr frei – lediglich zwei Prozent gemäss der neuen Studie von Thomas Freytag.

Sie erstellen Gutachten von Straftätern. Mit welcher Art von Delinquenten haben Sie vor allem zu tun?

Die Hauptgruppe sind Sexual- und Gewaltstraftäter. Zudem arbeite ich mit Männern, die pädophile Neigungen haben und zu uns kommen, ohne dass sie sexuelle Übergriffe auf Kinder begangen hätten.

Wie wird ein Gutachten erstellt?

Zuerst lese ich die Akten zum Fall, dann führe ich mehrere Gespräche mit der Person, die es zu begutachten gilt. Zusätzlich befrage ich das Umfeld: die Partnerin, den Chef, die Lehrerin, Nachbarn, Kollegen. Besonderes Augenmerk gilt den risikorelevanten Eigenschaften: Ist jemand ausgesprochen dominant, gewaltbereit, hat er sexuelle Fantasien, die ins strafrechtlich Verbotene hineinreichen?

Wie merken Sie das? Der Täter wird Ihnen das ja kaum auf die Nase binden.

Viele Sachen erfahren wir aus den meist umfangreichen Akten oder vom Umfeld, aber auch die Täter offenbaren im Gespräch viel von sich – vielleicht mehr, als sie meinen.

Wie oft treffen Sie die Leute, die Sie begutachten?

Mehrere Male, und das verteilt über Monate. Beim ersten Treffen lasse ich mir vom Täter die Geschichte aus seiner Sicht erzählen, erst beim zweiten Termin fange ich an, Fragen zu stellen. Das geht bis zu ganz harten Konfrontationen.

Aktenstudium, Gespräche – wie geht es weiter?

Der nächste Schritt ist die Risikobeurteilung. Je nach Tätergruppe gibt es dafür unterschiedliche Instrumente, die man – vereinfacht gesagt – mit Daten füttert: «Welche Vorstrafen liegen vor?», «Sind die Opfer Frauen oder Männer?» und so weiter. Das Ergebnis, das dabei herauskommt, sollte sich mit meiner klinischen Einschätzung decken, und meistens tut es das auch. Mit diesem Gesamtbild weiss ich dann, wie gefährlich der Täter ist und ob er mit einer Therapie erreicht werden kann oder nicht.

Es ist anzunehmen, dass ein gerissener Täter Ihnen genau das erzählt, was Sie hören wollen, damit Sie ihn als harmlos ansehen.

Als Gutachter wissen wir um diese Gefahr und können damit umgehen. Aber natürlich sind auch wir nicht dagegen gefeit, geblendet zu werden. Deshalb haben wir Sicherungen eingebaut. So wird ein Gutachten beispielsweise von mindestens zwei Personen erstellt und immer im Team

besprochen. Bei Verdacht auf Manipulation ziehe ich die Psychopathie-Checkliste bei.

Was ist typisch für Psychopathen?

Sie sind sehr charmant, wobei der Charme allerdings an der Oberfläche bleibt. Sie können sehr gut mit Menschen umgehen und gehen schnell Beziehungen ein. Psychopathen schrecken nicht davor zurück, Familienmitglieder oder Freunde zu bestehen, es fehlt ihnen an Empathie und Schuldbewusstsein. Es sind Menschen, die oft nicht sesshaft werden, die keiner Arbeit nachgehen, die sich immer irgendwie durchschlängeln, aber am Schluss durch Manipulation zu allem kommen, was sie wollen.

Was gibt Ihnen die Gewissheit, dass Ihre Risikoanalysen, die Sie dem Gericht abliefern, zuverlässig sind?

Sie entsprechen dem heutigen Wissensstand. Studien belegen die Wirksamkeit. Aber natürlich gibt es keine hundertprozentige Sicherheit.

Brauchte es bei diesen Beurteilungen nicht mehr gesunden Menschenverstand? Reicht es nicht, zu sehen, dass man einen rückfälligen Sexualdelinquenten und Mörder vor sich hat, um zu sagen: «Der ist nun einfach gefährlich, den lassen wir nicht mehr raus»?

Der gesunde Menschenverstand ist tatsächlich enorm wichtig. Wenn ich an Fälle herangehe, schaue ich mir den Menschen, den es zu begutachten gilt, genau an. Deshalb finde ich es auch gefährlich, die Risikobeurteilung nur auf die psychiatrische Diagnose zu stützen. Wenn jemand dominant, extrem eifersüchtig oder aggressiv ist, gibt es dazu keine Diagnose, denn das ist keine psychische Störung.

Wenn ein Mann wie Thomas N. die Obsession hat, Buben zu missbrauchen: Bekommt man das aus seinem Kopf heraus?

Pädophilie lässt sich behandeln, aber nicht heilen im Sinne von wegtherapieren. Wenn ein Mann nicht nur an Kindern interessiert ist, sondern auch noch andere sexuelle Neigungen hat, versuchen wir, das Verhalten zu beeinflussen: weg von den Kindern und hin zu einer legalen Form von Sexualität. Das funktioniert in der Praxis recht gut. Schwierig ist es dagegen bei den sogenannten Kernpädophilen, die einzig und ausschliesslich an Kindern interessiert sind. Sie müssen Bewältigungsstrategien für ihr sexuelles Verhalten entwickeln, beispielsweise auf Sexualität verzichten.

Wie gehen Sie vor, wenn Sie einen Straftäter therapieren?

Üblicherweise finden einmal pro Woche Einzelgespräche statt. Zusätzlich wird oft eine Gruppentherapie durchgeführt.

Da sitzen dann also mehrere Täter in einer Runde und tauschen sich über ihre Delikte aus?

Ja, sie sprechen über die Tat und analysieren die Mechanismen, die zur Tat geführt haben.

Man darf sich das aber nicht als lockere Plauderrunden vorstellen. Es sind sehr strukturierte und konfrontative Gespräche.

Welche Möglichkeiten gibt es noch neben Gesprächen? Werden Sexualstraftäter heute noch chemisch kastriert?

Das kommt vor. Die Männer erhalten dann entsprechende Medikamente. Die Methode wird in der Schweiz aber nur auf freiwilliger Basis angewendet, und sie bietet keine vollständige Sicherheit.

Und operative Kastrationen?

Nein. Das wird heute nicht mehr gemacht.

Gibt es Medikamente, mit denen man auf die Gehirnstruktur von Sexual- oder Gewaltstraftätern einwirken könnte?

Es gibt Fälle, in denen die Behandlung mit Medikamenten sinnvoll ist, etwa wenn jemand unter einer Schizophrenie leidet. Für Gewalttäter, die ein Dominanz- oder Aggressionsproblem haben, existiert kein probates Mittel.

Dann bleiben also nur Gespräche.

Deliktorientierte Psychotherapien sind der bessere Ausdruck. Die sind nicht zu vergleichen mit sonstigen Psychotherapien, bei denen es darum geht, dass sich der Patient wieder besser fühlt. Im Fokus stehen vielmehr das Delikt und die Frage, wie es dazu gekommen ist. Oberstes Therapieziel ist, dass weitere Straftaten verhindert werden.

Welches Fehlurteil wäre für Sie schlimmer: einen ungefährlichen Menschen in der Haft zu behalten oder einen gefährlichen Täter rauszulassen?

Oje! Muss ich das beantworten? Natürlich ist es furchtbar, einen gefährlichen Täter fälschlicherweise in die Gesellschaft zu entlassen. Doch ich fände es genauso schlimm, wenn ein Mensch, der seine Strafe verbüsst hat und der keine Gefahr darstellt, eingesperrt bliebe.

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

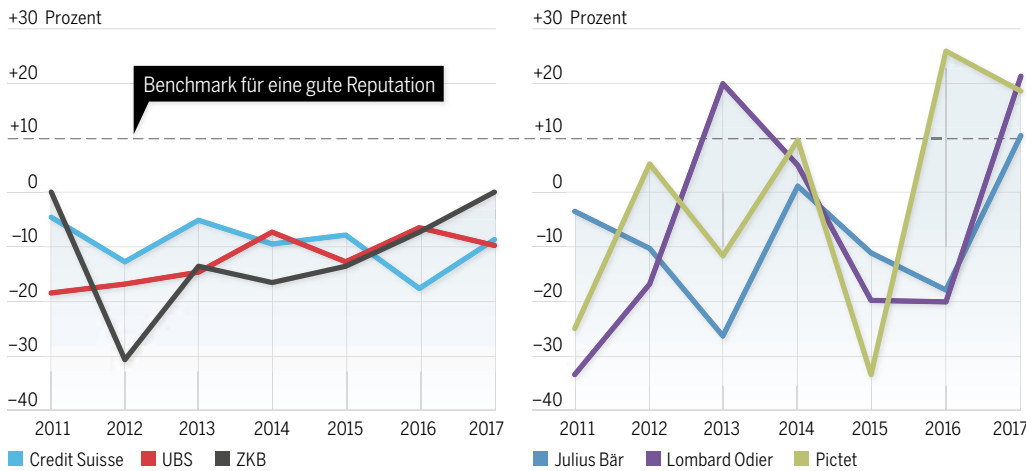
Mit www.itjobs.ch die besten IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.itjobs.ch

itjobs CH
KARRIERE AUF SICHER

Beschädigtes Image der Grossbanken

Bewertung von ausgewählten Schweizer Banken in der Berichterstattung. Saldo von positiven und negativen Wertungen.



QUELLE: MEDIA TENOR

Anmerkung: Die Einschätzungen beruhen auf gut 215 000 Berichten in internationalen Print- und TV-Medien.

Europas Finanzbranche im Würgegriff.

Essay der Woche

Heilloser Schock

Von Beat Gygi — Seit Ausbruch der Finanzkrise sind zehn Jahre vergangen. Viel Zeit, um in der Politik und bei den Banken aufzuräumen und Fehler zu korrigieren. Die Gefahr ist nicht gebannt.

Vor wenigen Tagen hat die Deutsche Bank ihre Jahresrechnung 2017 veröffentlicht und dabei darauf hingewiesen, dass das Topmanagement angesichts des Jahresverlusts erneut auf seine Boni verzichte. Der Nullbonus für Konzernchef John Cryan steht in grellem Kontrast zu den Entschädigungen seiner zwei Kollegen in der Schweiz, des UBS-Chefs Sergio Ermotti und des Credit-Suisse-CEO Tidjane Thiam. Ermotti erhält eine Entschädigung von 14,2 Millionen Franken, etwas mehr als im Vorjahr, Thiam kommt wohl auf eine ähnliche Summe. Cryans Grundgehalt liegt bei 3,4 Millionen Euro. Überspitzt gesagt: Zwei glänzend herausgeputzte Banker neben einem Kollegen im Überkleid – ist das ein Spiegel für die Fitness der Banken?

Sind die zwei Schweizer Grossbanken nach einem Jahrzehnt Krisenbewältigung wieder einigermaßen in Fahrt, während die Deutsche Bank immer noch am Stock geht? Kann man sogar sagen, der Finanzsektor habe sich in der Schweiz besser von der Finanzkrise erholt und einiges mehr in Ordnung gebracht als in Deutschland und vielen anderen europäischen Ländern? Ein Stück weit trifft dies zu. Es macht jedenfalls den Anschein, als habe man in der Schweiz in mancher Hinsicht etwas konsequenter Lehren aus der Finanzkrise gezogen als anderswo in Europa.

Der erste Schlag vor zehn Jahren traf noch nicht voll ins Zentrum der Branche. Mitte März 2008 kam die amerikanische Investmentbank Bear Stearns in Liquiditätsnot, weil

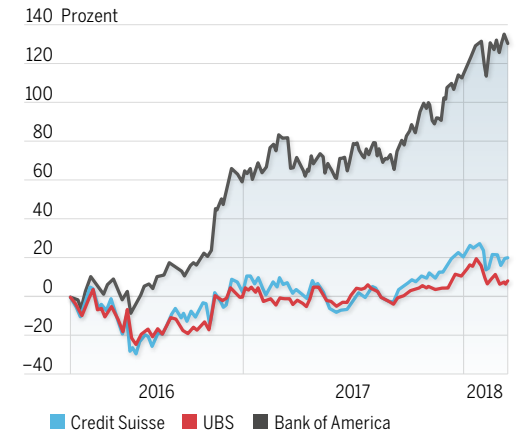
sie am Markt kein Geld mehr erhielt. Da sprang die amerikanische Notenbank Fed mit Krediten ein. Das war die erste grössere Rettung einer Geschäftsbank durch die Zentralbank. Es erzeugte beim Publikum die Erwartung, die Notenbanken wären dann rasch zur Stelle, sollten Banken in Probleme geraten. Ein halbes Jahr später, Mitte September 2008, brach die amerikanische Investmentbank Lehman Brothers zusammen, weil auch sie am Markt keine Mittel mehr erhielt – und im Gegensatz zu Bear Stearns und den Erwartungen in Banken und Politik bekam sie kein rettendes Geld von der Notenbank.

Umgepolt und gleichgeschaltet

Das war für die Branche eine Enttäuschung und ein Schock. Sogleich froren die Geldmärkte ein, die Banken trauten einander nicht mehr über den Weg. Zu diesem Zeitpunkt stellten die Regierungen und Zentralbanken ihre Politik vollständig auf Rettungsaktionen um. Nur Tage später rettete die US-Regierung den Versicherer AIG, der im versicherungsfremden Markt mit Absicherungspapieren versumpft war. Kurz darauf versprach die irische Regierung eine 400 Milliarden Euro umfassende Garantie für Bankeinlagen, Deutschland zog mit einer Einlagengarantie für Sparer nach, in Island übernahm der Staat die Kontrolle über das Finanzsystem. An den Börsen lief es grässlich, und im Oktober begannen die tonangebenden Notenbanken – die Schweizerische Nationalbank war dabei, mit Zinssenkungen.

Amerika eilt davon

Kursentwicklung der Aktien von UBS, Credit Suisse und Bank of America (in Lokalwährungen) im Vergleich



QUELLE: TRADING ECONOMICS

Mitte Oktober musste die UBS von Bund und Nationalbank gerettet werden, um das Finanzsystem zu stabilisieren. Die Bank erhielt 6 Milliarden Franken zugesichert, und für 60 Milliarden wurden ihr schlechte Papiere abgenommen und von der Nationalbank in einem Fonds verwertet – was ihr letztlich einen Gewinn von 3,7 Milliarden Franken einbrachte. Die Credit Suisse nahm privat Geld auf, unter anderem in Katar, um sich besser zu schützen. In Deutschland hatte der Sturm brutaler gewütet, gut 70 Milliarden Euro hatte der Staat in die Hand nehmen und den bedrohten Banken, vor allem öffentlichen Landesbanken, zustecken müssen, um das Finanzsystem zu retten.

Von da an waren Wirtschaft und Politik in den reicheren Ländern umgepolt. Es begann das Regime der Zentralbanken, die die Wirtschaft mit Billiggeld überfluteten. Der Umgang mit Schulden wurde nachlässig, Zinsen sowie andere Marktsignale wurden blockiert, und auch die internationale Gleichschaltung der Finanzregulierung diente teilweise der versteckten Stützung schwacher Banken und Staaten. Nach zehn Jahren muss man sich nun fragen: Wie hat diese Umpolung gewirkt? Ist sie irgendwann aufgehoben worden? Wo hat man in den seither erlebten Jahren Fehler korrigiert, was hat man gelernt – und was nicht?

Martin Hellwig, Ökonomeprofessor in Mannheim und einer der prominentesten Kritiker der 2008 besonders kümmerlichen Eigenkapitalquoten vieler Banken, ist der Ansicht, dass immer noch der Krisenmodus herrsche,

dass dies in Deutschland aber noch nicht in den Köpfen angekommen sei. In den USA seien die Vorgänge durch einen umfangreichen, 2011 veröffentlichten offiziellen Bericht aufgearbeitet worden, in Deutschland sei nichts Vergleichbares geschehen. Banken, die immer noch faule Kredite in den Bilanzen mitschleppen, würden zu milde behandelt, viele Mechanismen, die 2008 die Krise ausgelöst hätten, seien immer noch virulent, die Risiken im Finanzsektor würden nicht transparent gemacht, die Verantwortlichkeiten seien unklar, und letztlich werde der Steuerzahler die Lasten zu tragen haben.

Ein Blick in die Branche bestätigt den Eindruck. Die Börsenkurse der europäischen Banken verlaufen nach wie vor auf gedrücktem Niveau, die Anleger trauen ihnen keine lukrative Zukunft zu – ganz anders etwa bei der Bank of America (vgl. Grafik S. 24 rechts). Zudem haben zumindest die grossen Banken in Europa die nach 2008 erfahrenen Imageschäden und Vertrauenseinbussen bisher nicht zu reparieren vermocht. Der von der Medienbeobachtungsfirma Media Tenor seit 2008 jährlich erarbeitete Bericht «Trust Meltdown» zeigt auch in der jüngsten Ausgabe eine Bankenwelt, die immer noch unter dem Reputationsverlust leidet. Die Grafiken (S. 24, links) zeigen, dass die drei grossen Schweizer Banken UBS, Credit Suisse und Zürcher Kantonalbank in Printmedien und TV immer noch keine gute Reputation erreichen. Die kleineren Privatbanken dagegen haben sich im Ansehen in jüngster Zeit emporgearbeitet.

Nun kann man einwenden, die grossen seien eben auch die systemrelevanten Banken, und die Entschärfung der *too big to fail*-Risiken sei ein langfristiges Projekt. Tatsächlich sind Politik und Banken bei der Stärkung der Eigenkapitalausstattung schon eine gewisse Strecke vorangekommen. Internationale Regulierungsgremien, Regierungen verschiedener Länder, die EU, die G-20 und Zentralbanken suchen

Kompromisse zwischen Wirkung und politischem Widerstand. Die Branche macht geltend, jedes zusätzliche Prozent Eigenkapital bedeute steigende Kosten im Bankgeschäft und im Grunde eine Wachstumsbeschränkung. Die systemrelevanten Banken befänden sich «im Würgegriff der Regulierung», kritisierte die Schweizerische Bankiervereinigung vor zwei Jahren.

Alles in allem ist die Schweiz weiter mit der Umsetzung der Vorgaben zu Eigenkapital, Liquidität und dem Umgang mit Risiken in systemrelevanten Banken als zahlreiche andere europäische Länder. 2012 wurde das Bankengesetz auf strengere Vorschriften umgestellt und mehrmals nachjustiert. Es fehlt noch die bis

Die Regulierung weckt die Illusion, man wäre für den Notfall bei der nächsten Krise gerüstet.

Ende 2019 befohlene Umsetzung der sogenannten Notfallpläne. Aus dieser Sicht trifft der Eindruck zu, dass UBS und Credit Suisse ein solideres Umfeld widerspiegeln als die Deutsche Bank und weitere deutsche Banken.

Steuerfinanzierte Boni

In der Euro-Zone dominiert die Europäische Zentralbank (EZB) mit ihrer Methode, die Probleme zu überdecken, indem sie so viel Geld in die Wirtschaft schüttet, dass selbst marode Banken und Staaten nicht in Konkurs gehen. Die extrem lockere Geldpolitik hat es unnötig gemacht, Bilanzen aufzuräumen, viele Banken sind noch am Leben, die wirtschaftlich gesehen eigentlich tot sind. Grell ist der Kontrast zwischen der EU und den USA, nicht nur weil in Amerika die Kapitalmärkte viel wichtiger sind als in Europa, wo die Banken stark auf Kredite ausgerichtet sind. In den USA wurden die Banken bald nach Ausbruch der Finanzkrise

staatlich zur Annahme von Rettungskapital und zum Umbau ihrer Bilanzen gezwungen. Heute wachsen die Bankgeschäfte in den USA wieder rasant, auch weil die Regulierung in Amerika ihnen mehr Spielraum lässt als in Europa, wo eher das Bild vom Würgegriff zutrifft.

Die Schweiz mag auf den ersten Blick freier wirken als die EU, aber im Grunde genommen werden die Banken auch bei uns weitgehend vom Staat geleitet. Die Finanzaufsichtsbehörde Finma nutzt die Hebel, die sie mit neuen Gesetzen bekommen hat, zum Lenken der ihr unterstellten Finanzunternehmen bis hinein in Alltagsfragen. Mit Rundschreiben, Briefen und Anfragen, die bisweilen eher Andeutungen als Anweisungen enthalten, auch über Hinweise, die sie via Revisionsgesellschaft ins Spiel bringt, mischt sie sich in die Führung der Banken ein. Zum Teil betreibt sie so eine unterschwellige Gesetzgebung. In der echten Gesetzgebung läuft die Einengung ebenfalls weiter. Die neuen Pakete Finanzdienstleistungs- und Finanzinstitutsgesetz, die einen Teil der EU-Regulierung in die Schweiz bringen sollen, harren im Parlament einer Verabschiedung.

Es war also nicht nur die Abschaffung des Bankkundengeheimnisses für Ausländer, die den Finanzplatz schrumpfen liess. In der Bankenbranche gibt es heute so wenig Spielraum für Unternehmertum, Märkte und Konkurrenz, dass auch die Verantwortung und die Haftung für eigenes Handeln darunter leiden. Zudem weckt die ganze Regulierung die Illusion, man wäre für den Notfall bei der nächsten Krise gerüstet. Nach Meinung von Finanzexperten ist die Gefahr deshalb keineswegs gebannt, dass grosse Banken im Notfall eben doch durch den Staat gestützt werden müssten. Solange aber dieses *too big to fail*-Problem nicht aus der Welt ist, muss man sagen: Die Boni von Ermotti, Thiam und Kollegen sind zum Teil steuerfinanziert. ○

GOLF
IT'S MAGIC!

Ich spiele
weil wir unsere
Leidenschaft
teilen

Entdecken Sie das Golfspiel
beim Tag der **offenen Tür**
in einem Club in Ihrer Nähe!



Melden Sie sich an unter www.magicgolf.ch

Manneskraft für Frauen

Von *Claudia Schumacher* — Männer produzieren immer weniger Testosteron. Jetzt feiert das Männerhormon ein unerwartetes Comeback: als Jungbrunnen für Frauen ab vierzig.

Testosteron hat sich in jüngerer Geschichte nicht mit Ruhm bekleckert. Ein richtiges Problemhormon: Es ist schuld daran, dass Männern die Haare ausfallen, dass sie auf Autobahnen zu Rasern werden, im Nachtleben zu Schlägern und in Büros zu Grapschern. Dass es so nicht weitergeht, wissen wir. Frauen wehren sich gegen die Auswüchse des Täterhormons – «Time's up!» –, und Männer zeigen sich zumindest biologisch bereits einsichtig. Ominöserweise produziert die Generation der Männer, die heute «im Saft» steht, deutlich weniger Testosteron als die ihrer Väter. «You're Not the Man Your Father Was», konnte man vor kurzem dazu in *Forbes* lesen. Ob das nun eine gute oder eine schlechte Sache ist, kann sich ja jeder selbst mit Blick auf die Generation der Väter beantworten.

Eine ungesunde Erklärung für die rückläufige Testosteronproduktion heutiger Männer liefert jedenfalls der allgemeine Siegeszug der Fettleibigkeit: Je gepolsterter ein Körper, desto weniger Testosteron vermag er zu produzieren. Es gibt auch eine gesündere Erklärung: Männer rauchen weniger als früher. Nikotin steigert die Bildung von Aromatase, dem Enzym, das die Verwertung von Testosteron katalysiert. So gesehen, war was dran am Marlboro-Mann.

Zum natürlichen Rückgang des Testosterons gehört auch das: Immer mehr Männern wird Testosteron verabreicht. Das gilt insbesondere für den englischsprachigen Raum, wo ein offensives Marketing solcher Präparate – Spritzen und Patches – betrieben werden darf. In den USA hat sich die Vergabe von Testosteronmedikamenten allein zwischen 2010 und 2013 verdoppelt. Aufhorchen lässt die Tatsache, dass auch zunehmend Frauen zum steigenden Absatz solcher Präparate beitragen, denn sie werden ihnen häufiger verschrieben. Dabei handelt es sich vor allem um Frauen ab vierzig und um Frauen in der Menopause. Klingt seltsam?

Stimmungsaufheller

Die vielen schlechten Eigenschaften des Testosterons sind eine Frage der Dosis. Für Männer scheint das Gleiche zu gelten wie für Frauen: Der Mensch mit ausgeglichenem Hormonhaushalt ist der gute, der angenehme Mensch. Erst ein Zuviel an Testosteron im Körper macht Männer zu potenziellen Tätern. Denn Testosteron in hohen Massen macht aggressiv. Eine Überdosis Östrogen bewirkt übrigens das genaue Gegenteil, mit ebenfalls ungunstigen Folgen.

Östrogen ermöglicht nicht nur das Wunder der Empfängnis, es macht auch harmlos. Harmlos bis zur Antriebslosigkeit, wenn eine Frau zu viel davon hat. Dann macht es auch dick. Und schlimmstenfalls depressiv.

Frauen in ihren Vierzigern haben nun in der Regel keinen Östrogenüberschuss: Generell fährt der Körper die Hormonproduktion mit zunehmendem Alter herunter. Die häufigsten Beschwerden von Frauen in den Wechseljahren sind Hitzewallungen, Unkonzentriertheit, Schlafstörungen und – ganz häufig – eine abnehmende Libido. Klassischerweise gab man bisher Frauen mit diesen Beschwerden vor allem Östrogen. Doch die neue, die trendige Antwort auf die Lustlosigkeit von Frauen mittleren Alters heisst: Testosteron. «Ist Testosteron die Antwort auf den schwindenden Sexualtrieb und den Energiemangel von Frauen um die vierzig?», fragte gerade ein Bericht in der britischen *Times*. «Das sogenannte männliche Hormon wird in Form einer neuen Must-have-Behandlung bejubelt. Stellen Sie sich brav in die Schlange», forderte die *Times* regelrecht zum Mitmachen auf.

Tatsächlich sind sich Mediziner über die positiven Eigenschaften von Testosteron ebenso einig wie über die negativen. In der richti-

Der Sexismus sei schuld, dass die positiven Wirkungen nicht ausreichend erforscht wurden.

gen Dosierung kann das Männerhormon zwar immer noch kein Wunder der Empfängnis bewirken, aber es klingt dann sehr verheissungsvoll: Testosteron kurbelt die Libido an, mache wacher und energievoller. Es stärke die Knochen. Und damit nicht genug: «Testosteron bildet einen integralen Bestandteil unserer Psyche», sagt Dr. Martin Galy in der *Times*.

Galy gehört zu den Pionieren der Testosteron-Vergabe an Frauen mittleren Alters. Berichten zufolge wird die Londoner Praxis, in der er arbeitet, momentan von Frauen der besseren Gesellschaft geradezu überrannt. Seit Galy in der *Times* war, hat die Praxis einen solchen Zulauf, auch von Journalisten, dass der Arzt laut einer seiner Sekretärinnen dieser Tage keine Zeit für ein weiteres Interview hat. «Testosteron gibt uns unsere Motivation, unseren Antrieb und das, was ich als emotionale Stamina bezeichne: Es hält uns emotional gesund», sagt Galy weiterhin in der *Times*. «Des-

halb führt ein Verlust an Testosteron auch zu Angstzuständen, die viele meiner Patientinnen beschreiben.»

Was die Einnahme von Testosteron bei Frauen im Extrem bewirken kann, zeigt das verrückte Beispiel des spanischen Philosophen Paul B. Preciado. Als 2008 sein Buch «Testo yonqui» erschien, war er noch eine Frau namens Beatriz und liiert mit der französischen Skandalautorin Virginie Despentes. Preciado beschloss damals, Testosteron einzunehmen. Es war als sexuelles Experiment gedacht, und sie beschreibt im Buch, wie sich dadurch angeblich ihr Leben veränderte: Plötzlich wollte sie tatsächlich ständig Sex. Mit Romantik hingegen konnte sie nicht mehr so viel anfangen. Dafür tat sie sich leichter, Entscheidungen zu treffen, und sie trat selbstsicherer auf. Will man ihr glauben, so veränderte sich ihr Leben auch in anderer Hinsicht, quasi turbofeministisch: Sie verdiente mehr. Mittlerweile ist Preciado jedenfalls in Gänze zum Testosteron konvertiert und ein Mann geworden.

Tiefere Stimme, grössere Klitoris

Für Frauen, die an einer Testosteron-Kur interessiert sind, aber nicht gleich zu Männern werden wollen, hat das Hormon seine Nebenwirkungen: Akne, Gesichtshaarwuchs, Menstruationsstörungen, eine tiefere Stimme sowie ein abnormales Wachstum der Klitoris können auftreten. Die Nebenwirkungen werden aber erst durch eine Fehldosierung verursacht. Und sie verschwinden, wenn das Testosteron zurückgefahren wird. Die Sache mit der Klitoris führt allerdings auch dazu, dass Frauen mit Orgasmusschwierigkeiten plötzlich leichter erregbar sind: Die Klitoris funktioniert dann so ähnlich wie ein Mini-Penis.

Schon 2007 kam ein Testosteron-Patch für Frauen in Europa auf den Markt: das weibliche Viagra. In Tests hatten Frauen mit Patch über den Verlauf von zwei Monaten viermal häufiger Sex als Frauen, denen man ein Placebo aufgeklebt hatte. Trotzdem fand das Medikament wenig Anklang. Galy, der Prediger des Testosterons für Frauen, sieht als Ursache ein Mentalitätsproblem: «Die Ärzte zögerten, es zu verschreiben, da sie nicht genug Informationen hatten und Testosteron für ein Männerding hielten, ebenso wie ihre Patientinnen.» Heute findet allerdings, zumindest im englischsprachigen Raum, ein Umdenken statt. Um Testosteron entsteht gerade ein regelrechter Wunderelixier-Hype.



Kurbelt die Libido an, stärkt die Knochen.

Die Schweiz hat dieser Trend noch nicht erfasst. «Für Frauen mit Beschwerden in der Menopause gibt es hierzulande die Möglichkeit einer menopausalen Hormontherapie, die je nachdem, ob noch eine Gebärmutter vorhanden ist oder nicht, mit oder ohne Zusatz von Gelbkörperhormon verabreicht wird», sagt Kerstin Blickenstorfer, Oberärztin der Reproduktions-Endokrinologie am Universitätsspital Zürich mit einer Spezialisierung auf Frauen in der Menopause. Es gebe Gelbkörperhormonpräparate, die einen androgenen Teileffekt besitzen, das heisst: Sie wirken ähnlich wie Testosteron.

Ein weiterer zugelassener Wirkstoff ist Tibolon, ein synthetisch hergestelltes Hormon, das die Wirkung von Gelbkörperhormon, Östrogen und Androgenen (männliche Hormone) imitiert. «Auch durch diese Therapie kann das

Der Mensch mit ausgeglichenem Hormonhaushalt ist der gute, der angenehme Mensch.

Sexualleben der Frauen wieder verbessert werden», so Blickenstorfer. Aktuell sind keine reinen Testosteronpräparate für Frauen in der Schweiz zugelassen.

Blickenstorfer hält die Vergabe von Östrogen bei Frauen in der Menopause aber auch für wichtiger als die Vergabe von Testosteron. Das Östrogen reduziere ausgeprägte Wechseljahresbeschwerden, verbessere das Gesamtwohlbefinden und damit indirekt auch die weibliche Libido. Lokal angewendet, mache «Östrogen die Scheide weich und feucht. Fehlt es daran, haben Frauen Schmerzen beim Sex – und entsprechend weniger Verlangen danach.» Ein Mehr an Östrogen kann also indirekt ebenfalls wieder die Freude im Bett steigern, auch wenn Testosteron als das eigentliche Sexhormon gilt.

Östrogen aus Testosteron

Langzeitstudien zur Frage, wie die Vergabe von Testosteron auf Frauen wirkt, gibt es nicht. Das Feld ist weitgehend unerforscht. Die *Times* macht dafür Sexismus verantwortlich. Bei Hormonen würden alle an verrückt spielende Frauen denken, weshalb es generell zu wenig Forschung zur Wirkung von Hormontherapien auf Frauen gebe.

Insbesondere der Mangel an Forschungsinteresse gegenüber Testosteron könnte natürlich auch darauf zurückzuführen sein, dass das Hormon keinen sehr guten Ruf mehr hat. Womöglich hilft in diesem Klima eine andere Sicht auf das unterschätzte Hormon: Testosteron ist – genauso wie Östrogen – zunächst einmal weder gut noch schlecht, darüber entscheidet die Menge und das Zusammenspiel mit anderen Hormonen. Ausserdem haben auch Frauen von Natur aus Testosteron. Nur einfach nie zu viel davon: Sie wandeln es grösstenteils in Östrogen um. ○

Vollgas für Voll-Elektrik in Basel

Von Christoph Mörgeli

Die Polizei ist nichts als die Diplomatie in Lumpen.» Und: «Diplomatie ist die Polizei in Gala-Uniform.» Diese beiden Aussprüche stammen von Napoleon. Sie sind mittlerweile ziemlich falsch. Denn die Diplomaten tragen kaum noch Gala-Uniformen. Und die Polizisten zeigen sich längst nicht mehr in Lumpen. Sie haben schicke Einsatz-, Dienst-, und Gala-Uniformen. Und demnächst – wenn es nach dem rotgrünen Basler Regierungsrat geht – sogar sieben Fahrzeuge der Marke Tesla. Zum Preis von je 140 000 Franken.

Ehedem rückten die Stadtpolizisten mangels anderer Transportmöglichkeiten noch per Tram aus. Oder zu nachtschlafender Stunde, wenn keine Strassenbahn mehr fuhr, ganz einfach zu Fuss. 1943 beschloss beispielsweise die Zürcher Kantonspolizei die Anschaffung von drei Armeemotorrädern und zwanzig Velos. Nach dem Kauf des ersten Automobils für die Verkehrspolizei anno 1930 wurde der Wagenpark allmählich erweitert. Zum Beispiel durch einen Fiat Topolino, der immerhin zwei Personen Platz bot.

Doch Bescheidenheit ist eine Tugend, die man vor allem bei den Vorfahren schätzt. Auch in Sachen polizeiliche Fahrzeugparks ist es damit längst vorbei. Mittlerweile stehen stattliche Einsatzwagen der Marken Mercedes, BMW oder Volvo zur Verfügung. Oder die aktuell in Basel geplanten sieben Tesla X 100D für eine runde Million. Teuer, aber vollelektrisch. Arm an Schadstoffen und darum geeignet fürs reiche Basel. Die Linke lobt, die SVP tobt. Denn die CO₂-Bilanz des Tesla ist wegen der aufwändigen Herstellung und Entsorgung kaum besser als jene von Autos mit herkömmlichen Verbrennungsmotoren.

Es gehe um die ökologische Vorbildfunktion für die Bürgerinnen und Bürger. Wie wäre es mit einer Vorbildfunktion in Sachen Bescheidenheit und Sparsamkeit? Wie wäre es mit einem japanischen Hybrid-Modell? Das kostete die Stadt Basel auch 140 000 Franken. Aber für alle sieben Polizeiautos. Doch der SP und den Grünen in Basel-Stadt ist nur des Beste gut genug. Auch bei den Polizeifahrzeugen. Die Rechnung bezahlt die Chemie. Darum träumen die Rotgrünen von superschnellen Tesla-Boliden mit einer Höchstgeschwindigkeit von 250 km/h. Gleichzeitig lieben sie Strassensperren, Verkehrsbehinderungen und Langsamverkehr. Bereits dichten Basels Fasnachtler: «Dä schnälli Tesla tuet sich lohne, vor allem in dr Drissger-Zone.»

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Zölle: Noch viel Aufregung für nichts

Von Peter Bodenmann — In keinem Auto weltweit haben die Ingenieure mehr Aluminium verbaut als im F-150 von Ford: 500 Kilo.

Die älteren Knackerinnen und Knacker unter den Lesern der *Weltwoche* können sich vielleicht daran erinnern: Der Vietnamkrieg war für die Amerikaner nicht nur politisch, sondern auch finanziell ein Desaster. Die hohen Schulden der USA bezahlten damals alle andern, weil die Amerikaner nach der Niederlage den Dollar abwerteten. Und so Schulden vernichteten. Einst war der Greenback fast fünf Franken wert – heute nicht einmal mehr einen Franken.

Amerika leidet zunehmend unter viel zu hohen Handelsbilanzdefiziten. Weder die Schweiz noch Deutschland oder China nahmen bisher dieses Problem ernst.

Dies liesse sich leicht ändern. Die USA müssten nur den Dollar um 25 Prozent abwerten, so, wie dies Heiner Flassbeck vorschlägt. Und schon sähe die Welt ganz anders aus.

Importierte Porsches würden 25 Prozent teurer. Amerikanische Ford Mustangs – auch keine schlechten Schlitten – somit im Vergleich 25 Prozent billiger. Amerikaner würden wieder mehr Mustangs kaufen und der VW-Konzern mehr Autos in Amerika produzieren.

Auch die Pillen von Novartis und Roche würden in den USA über Nacht, in Schweizer Franken gerechnet, 25 Prozent billiger. Die zu hohen Gewinne der beiden Pharmariesen würden in Basel schmelzen wie der Schnee vom letzten Winter im Rhein.

Trump darf nicht abwerten, denn «America first» und gleichzeitiges Abwerten des Dollars schaden den Reichen und Superreichen.

Deshalb versucht Trump zu dealen. Mit der Androhung von lächerlichen Zöllen auf Stahl und Aluminium. Diese belasten – wie das *Handelsblatt* nachgerechnet hat – das chinesische BIP mit lächerlichen 0,0055 Prozent pro Jahr. Die Arbeiter im Rostgürtel sollen glauben, ihr Präsident kämpfe für sie und ihre Arbeitsplätze.

Nachrechnen lohnt sich: Eine Tonne Aluminium kostet auf dem Weltmarkt nicht einmal mehr 2000 Franken. Im meistverkauften Pickup der USA, dem Ford F-150, haben die Ingenieure zwecks Gewichtsreduktion 500 Kilo Aluminium verbaut, mehr als in jedem anderen Auto der Welt. Ein Zoll von 10 Prozent auf diese halbe Tonne Aluminium verteuert diese Strassenmonster um hundert Franken – eine Pipifaxerei.

War Obama besser? Obama verhängte einen Zoll von 35 Prozent auf chinesische Autoreifen. Die Chinesen verteuerten in der Folge mittels Zöllen amerikanische Hühnerfüsse, die niemand ausser den Chinesen essen mag. Die US-Farmer verloren eine Milliarde Dollar. Der Reifenzoll war schneller, als dass Hühner laufen können.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



Ein Zoll von 10 Prozent verteuert diesen Ami-Schlitten nur um 100 Franken. Somit um lachhaft wenig.



Die andere Sicht

Roger Köppel im Gespräch mit Markus Ritter über die brisanten Themen des Monats

Mittwoch, 4. April 2018

Ort: Schulhaus Wiesental, Aula, Wiesentalstrasse 8, 9450 Altstätten

Beginn: 18.30 Uhr, Türöffnung: 17.30 Uhr

Anmeldung bis 2. April erforderlich an:

ontheroad.ritter@weltwoche.ch

Sie erhalten als Einlass-Ticket eine Bestätigung per E-Mail
(beschränkte Teilnehmerzahl).

Weitere Veranstaltungen:

19. April: Michael Haefliger, Luzern; ontheroad.haefliger@weltwoche.ch

2. Mai: Chantal Galladé, Winterthur; ontheroad.gallade@weltwoche.ch

Genauere Informationen folgen.

Wann verkauft man eine Zeitung?

Von Kurt W. Zimmermann — In den Verkaufsverhandlungen um die *Basler Zeitung* gibt es nur ein Problem. Der Verkäufer braucht kein Geld.

Zuerst die einfachste Frage, die es im Mediengeschäft gibt: Zu welchem Zeitpunkt wird eine Zeitung verkauft?

Sie wird dann verkauft, wenn sie schöne Gewinne macht, wenn aber absehbar ist, dass diese schönen Gewinne versiegen werden.

Genau so ist es bei der *Basler Zeitung* (BaZ). Sie machte im letzten Jahr einen Gewinn von gegen 4,5 Millionen Franken. Das ist enorm viel für ein Blatt mit einer Auflage von nur 44 000 Stück. Der hohe Profit ist das Verdienst von BaZ-Verwaltungsrat Rolf Bollmann, dem talentiertesten Kostenmanager der Branche.

Bollmann weiss aber genau, dass diese 4,5 Millionen an Gewinn in Zukunft abschmelzen werden. Vor wenigen Jahren machte man noch sechs Millionen, in wenigen Jahren werden es drei Millionen sein. Der Grund liegt im sinkenden Inseratevolumen – ein Prozess, den das Internet auslöste und der unumkehrbar ist.

Der Zeitpunkt für den Verkauf der *Basler Zeitung* scheint also gekommen.

Das Blatt, so ist klar, kann längerfristig nur dann schönes Geld verdienen, wenn es in einen grösseren Verlag eingebunden ist. Das spart Kosten in Redaktion und Verwaltung.

Bollmann verhandelt darum seit längerem mit zwei möglichen Käufern. Der eine ist Tamedia aus Zürich, der andere sind die AZ Medien aus Aarau. Beide haben ein hohes strategisches Interesse am Blatt aus Basel.

Die AZ Medien, die zwischen Grenchen, Baden und Liestal ein Quasimonopol haben, könnten mit der BaZ ihr Territorium im Norden perfekt abrunden. Tamedia wiederum wäre, neben *Tages-Anzeiger*, *Berner Zeitung* und *Tribune de Genève*, dann in allen vier grossen Städten dominant. Beide Konstellationen wären vorteilhaft im Anzeigengeschäft der Presse. Das schrumpft zwar, kommt aber immer noch auf eine Milliarde Franken im Jahr.

Die Verhandlungen über den Verkauf der *Basler Zeitung* wären längst abgeschlossen, gäbe es da nicht ein Problem. Das Problem heisst Christoph Blocher. Er hat finanziell das Sagen, weil er rund vierzig Millionen an früheren Schulden der Firma übernommen hatte.

Blocher hat ein Problem. Er braucht kein Geld. Das macht die Sache kompliziert.

Blocher will stattdessen einen Gegenwert in gedruckter Form. Mit Tamedia verhandelte er darum über einen Deal, durch den er deren Landblätter wie *Landbote* und *Zürichsee-Zeitung* bekäme. Mit den AZ Medien verhandelte er



Gegenwert: Baz-Chefredaktor Somm.

über einen Tausch gegen deren inzwischen eingestellte *Schweiz am Sonntag*.

Noch komplizierter wurde die Sache, als Blocher im letzten August die 25 Gratisanzeiger des Zehnder-Verlags aufkaufte, die rund 45 Millionen Umsatz machen. Seitdem kann sich Blocher auch ein Gegengeschäft im Bereich von Gratisanzeigern vorstellen.

Sein Verhandlungsführer Bollmann lotete darum neue Varianten aus. Mit Tamedia diskutierte er einen Tausch der BaZ gegen deren Gratisanzeiger wie *Tagblatt der Stadt Zürich* und *Furtaler*. Aber auch die AZ Medien haben hier ein Pfand. Ihnen gehören gleich zehn Anzeiger vom *Berner Landboten* bis zum *Stadtanzeiger Olten*.

Gewinn steigern

Sicher ist, dass die *Basler Zeitung* bei einem Verkauf an einen Grossverlag einen gehörigen Gewinnsprung machen wird. Um die 25 Jobs auf der Redaktion und im Verlag werden dann überflüssig.

Nach einem Verkauf wird die *Basler Zeitung* ihren Gewinn von gegen 4,5 Millionen Franken auf etwa 7,5 Millionen steigern können. Dafür zahlt ein Käufer heute zwischen sechzig und achtzig Millionen Franken. Favorit für den Kauf ist darum Tamedia, die eine solche Summe locker aus der Portokasse zahlen kann.

Das Problem aber bleibt, dass Blocher ein Problem hat. Er braucht kein Geld.

Paradies

Von Henryk M. Broder — Das Geld wird einfach überwiesen.

Die Frage, ob der Islam zu Deutschland gehört – ja, sagt die Kanzlerin; nein, sagt der Innenminister –, hängt noch unbeantwortet in der Luft, da pocht schon die nächste Frage an die Tür, hinter der Probleme von nationaler Bedeutung debattiert werden: im Feuilleton. Warum nimmt Deutschland mehr «Schutzsuchende» auf als alle anderen EU-Staaten zusammengenommen? Der Dresdner Schriftsteller Uwe Tellkamp hat diese Frage mit einem Satz beantwortet: «95 Prozent der Flüchtlinge kommen nur, um in die deutschen Sozialsysteme einzuwandern.» Er hatte noch nicht zu Ende gesprochen, da brach ein *shitstorm* über ihn herein, als hätte er gesagt, er fahre einen Diesel-SUV und bleibe dabei.



Tellkamp wurde umgehend in die rechtsradikale Ecke abgeschoben. Er vertrete AfD- und Pegida-Positionen, artikuliere «plumpe Resentiments», urteilten seine Kollegen, ohne sich auch nur ansatzweise mit dem Satz auseinanderzusetzen, an dem vermutlich allein die Zahl 95 Prozent nicht stimmte. Möglich, dass sich «nur» 75 Prozent der Flüchtlinge für Deutschland entscheiden, weil die deutsche Willkommenskultur viel stärker ausgeprägt ist als in anderen Ländern. Vor kurzem wurde ein Fall aus der idyllischen Kleinstadt Pinneberg bei Hamburg bekannt, wo ein «Flüchtling» aus Syrien mit seinen zwei Frauen und sechs Kindern in einem Haus lebt, das ihm von der Gemeinde zur Verfügung gestellt wurde. Auf die Frage eines Reporters, wie viel Unterstützung er bekomme, sagte der Mann, der seine Familie gerne auf vier Frauen und zehn Kinder erweitern möchte: «Weiss ich nicht. Das Geld wird überwiesen. Ich gehe zur Bank und hebe es ab.»

Angesichts solch paradiesischer Zustände ist es kein Wunder, dass immer noch bis zu 15 000 «Schutzsuchende» monatlich nach Deutschland strömen, obwohl die Fluchtrouten angeblich geschlossen wurden. Warum also die Aufregung über Tellkamps Feststellung, das deutsche Sozialsystem ziehe die Migranten an? Weil die Deutschen nicht nur ein Volk von Geizhalsen («Geiz ist geil») sind, sondern zugleich von Romantikern, die sich vor Geld ekeln. Die Idee eines bedingungslosen Grundeinkommens findet immer mehr Anhänger. Versorgt werden, ohne dafür arbeiten zu müssen, ist etwas Feines. Dem Pinneberger Modell gehört die Zukunft.

MS EUROPA

Einzigartigkeit in ihrer schönsten Form



Die Antwortkarte ist bereits weg? Kein Problem: Weiter unten erfahren Sie, wie Sie mit uns in Kontakt treten können.



Auf den Schiffen von Hapag-Lloyd Cruises werden persönliche Reiseträume wahr: Wie wäre es mit der EUROPA, Ihrer schönsten Yacht der Welt. Das Luxusschiff wurde bereits zum 18. Mal in Folge vom renommierten Berlitz Cruise Guide mit der Höchstnote 5-Sterne-plus* ausgezeichnet. Geniessen Sie die perfekte Kombination aus individuellem Service und exklusiven Programmen, exzellenter Küche und eleganter Ausstattung. Und wohin es Sie auch zieht – immer ist schon der Aufenthalt an Bord ein ebenso luxuriöses wie aussergewöhnliches Erlebnis.

Mehr im Reisebüro und unter 0800 444004 (gebührenfrei) • hl-cruises.ch • facebook.com/hlcruises *Lt. Berlitz Cruise Guide 2018.



HAPAG ¹⁸/₉₁ LLOYD
CRUISES

Sturmwarnung in der Volkspartei

Die SVP steckt im Formtief. Dass ausgerechnet die erfolgsverwöhnte Zürcher Kantonalpartei Wahlschuppen eingefahren hat, sorgt für Nervosität. Christoph Blocher schlägt Alarm.

Von René Zeller



Wo knirscht es? Parteipräsident Rösti.

«So geht es nicht!» Kurz und bündig brachte Christoph Blocher nach dem Wahlsonntag vom 4. März die Leistung der SVP auf den Punkt. In einem Rundschreiben, das der Noch-Strategiechef zahlreichen Exponenten der Zürcher Kantonalsektion zustellte, machte Blocher seinem Ärger über Sitzverluste in den Stadtparlamenten von Zürich (minus 6) und Winterthur (minus 3) Luft. Er habe von aussen den Wahlkampf in Zürich beobachtet und gespürt, dass Stadtparteipräsident Mauro Tuena alleingelassen worden sei. Gefehlt habe eine klare Strategie. Der Angriff auf Missstände in der Stadt habe gefehlt oder zu spät und halbherzig eingesetzt.

In der SVP hat, seit Blocher vorangeht, stets die Devise gegolten, dass nicht der Erfolg Einzelner massgebend ist, sondern die Stosskraft der Partei. Das gelte unverändert, ermahnte der Autor des Rundschreibens die Leistungsträger der Zürcher SVP. «Nach den guten Resul-

taten in den Nationalratswahlen 2015 stelle ich überall Genügsamkeit fest und ein etwas egozentrisches Karrieredenken.»

Gegensteuer tue not. Es brauche jetzt grosses Engagement, um im April mit Blick auf die zweite Welle der Zürcher Gemeindewahlen «den Karren aus dem Sumpf zu ziehen». Sonst

Wie man kantig mit Regierungsverantwortung umgeht, hat die SVP noch nicht verinnerlicht.

drohe der SVP ein Debakel, lautet Blochers Prognose. Die zu Papier gebrachte Sturmwarnung soll auch auf das eidgenössische Wahljahr 2019 einstimmen.

Alarmistische Kapuzinerpredigt

Noch pfeift die SVP nicht aus dem letzten Loch. Immerhin hat sie 2015 mit einem Wähleranteil von 29,4 Prozent eine Rekordmarke

erzielt. Keine andere Partei hat seit der Einführung des Proporzwahlverfahrens anno 1919 jemals ein besseres Resultat erzielt. Ein Blick auf die Wahlen in Kantonsparlamenten, die seit 2015 stattgefunden haben, zeigt allerdings ein durchgezogenes Bild (vgl. Grafik). Punkten konnte die SVP in ehemaligen Hochburgen der CVP (Uri, St. Gallen, Wallis). Sie legte in weiteren Kantonen der Ostschweiz zu (Schaffhausen, Thurgau), stagnierte jedoch in Freiburg, Basel-Stadt und im Aargau.

So gesehen, ist Christoph Blochers Kapuzinerpredigt alarmistisch überzogen. Ein versierter Strategiechef sollte aber über einen Früherkennungsdienst verfügen. Blocher hat unschwer erkannt, dass einiges schlecht läuft in seiner SVP. Wo knirscht es?

Konzentration auf Kernthemen. Der Aufstieg der SVP zur wählerstärksten Partei war eine Folge der Konsequenz, mit der sich die Partei in wenige Kernthemen verbiss. Die Unabhängig-

keit und Freiheit der Schweiz ist eine unverrückbare Maxime, die den EU-Beitritt ebenso ausschliesst wie den Verlust an direktdemokratischer Mitbestimmung. Hinzu kommt der Kampf für weniger Steuern, Gebühren, Abgaben, für mehr Sicherheit und für eine eigenständige Asyl- und Ausländerpolitik. Bei diesen Themen behauptet die SVP seit Jahren die Lufthoheit über den Stammtischen. Unter der Stabführung von Albert Rösti ist die Partei breiter geworden. Und behäbiger. Plötzlich stand die SVP bei der «Energiestrategie 2050» in der ersten Reihe, indem sie das Referendum ergriff. Auch bei «No Billag» mischte die SVP, angeführt von ihren Medienpolitikern Natalie Rickli und Gregor Rutz, zuvorderst mit. Die Parteibasis zog in beiden Fällen ohne Begeisterung mit. Profiliert hat sich die Partei mit dieser Verzettelungsstrategie nicht.



«Hoffe nicht, dass ich es machen muss»: Vater und Tochter Blocher.

präsident Ueli Maurer systematisch in Angriff genommen worden war, kommt heute einem Steinbruch gleich.

Sehnsucht nach der Oppositionskeule. Im Jahr 1999 trat Christoph Blocher erstmals an, um für die SVP einen zweiten Bundesratssitz zu erkämpfen. Bis er 2003 sein Ziel erreichte, reklamierte die erstarkte Regierungspartei für sich, sie sei zur Opposition verdammt. 2007 endete Blochers Gastspiel im Bundesrat. Darauf griff die SVP wieder ungehemmt zur Oppositionskeule, mit der sie oft auch auf die «Königsmörderin» Eveline Widmer-Schlumpf eindrosch. Das führte weitere Unzufriedene zur SVP – ein einträgliches Doppelspiel. Nach der Wahl Parmelins war die SVP nicht mehr legitimiert, sich systematisch gegen die Regierung zu stellen, der sie selber mit zwei Amsträgern angehörte. Tatsächlich ist die SVP braver geworden. Maurer und Parmelin spielen ihren Part als Mitglieder einer Kollegialbehörde artig mit, wenngleich ihre Rolle im Bundesrat an Isolationshaft erinnert. Wie man souverän und gleichwohl kantig mit Regierungsverantwortung umgeht, hat die SVP noch nicht verinnerlicht.

Ernüchternde Zwischenbilanz. Die SVP ist unzufrieden. Das machte sie deutlich, als im Oktober 2017 Präsident Albert Rösti, Fraktionschef Adrian Amstutz und Strategiechef Christoph Blocher bei Halbzeit der laufenden Legislatur Kassensturz machten. Die vom Trio präsentierte Liste der Abstimmungserfolge ist kurz. Die SVP half mit, das Reformpaket «Altersvorsorge 2020» an der Urne zu versenken. Im Parlament konnte sie erwirken, dass im Rahmen des von der Regierung vorgelegten Stabilisierungsprogramms der Bundeshaushalt 2018/19 um rund 1,5 Milliarden Franken entlastet wird. Dies gesagt, ist die Liste der Misserfolge ungleich länger. Die faktische Nichtumsetzung der Masseneinwanderungsinitiative steckt wie ein Stachel im Fleisch der SVP.

Sodann hiess das Stimmvolk gegen den Willen der SVP die Energiewende gut. In der Ausländer- und Asylpolitik habe sich unter

Führung der Linken eine «Willkommenskultur» breitgemacht, beklagt die SVP. Zum imaginären bürgerlichen Schulterchluss konstatiert die SVP: «Während FDP und teilweise auch CVP gegenüber dem Volk in der Öffentlichkeit rechts blinken, biegen sie in der Realität im Parlament gerne und oft links ab.» Kurz: Die bürgerliche Zusammenarbeit funktioniert nicht.

Muss es Martullo-Blocher richten?

Dieser summarische Blick auf Problemzonen der SVP verdichtet sich zum Eindruck, dass die Fast-30-Prozent-Partei unsortiert vorwärtsschlittert. Blocher glaubt die Ursache des Formtiefs zu kennen. «Ja, me het söle» und «Me söt», solche Floskeln höre er oft. Führung sehe anders aus. «Aber ohne Führung geht es nicht», lautet der Imperativ des Mannes, der immer noch Taktgeber ist in der SVP.

Auf nationaler Ebene sind inzwischen personelle Weichen gestellt worden. Christoph Blocher tritt aus der Parteileitung aus. Seine Rolle als Chefstrategie übernimmt mit Adrian Amstutz ein langjähriger Vertrauter Blochers. Nationalrätin Magdalena Martullo-Blocher ersetzt im gleichen Gremium Oskar Freysinger. Damit ist der Generationenwechsel im Hause Blocher vollzogen.

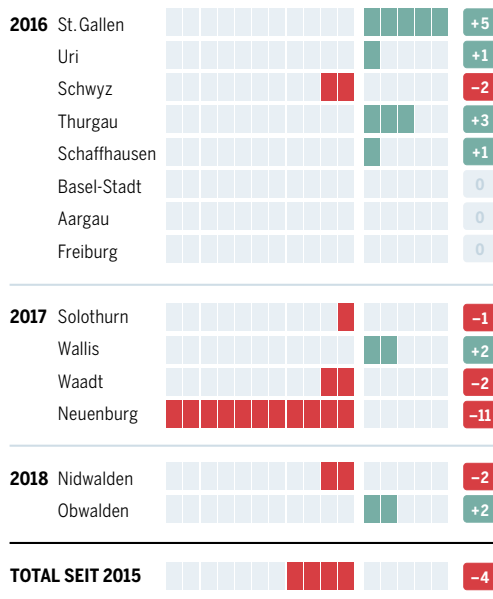
Die verjüngte Rennleitung der SVP ist beauftragt, die Partei fit zu machen für 2019. Dieser Auftrag ist Albert Röstis Bewährungsprobe. Ihm stehen mit Wahlkampfleiter Adrian Amstutz, mit dem Zuger Nationalrat Thomas Aeschi als Fraktionschef und dem neuen Programmchef Peter Keller bewährte Kräfte zur Seite. In der Westschweiz ist die Genfer Nationalrätin Céline Amaudruz die etwas einsame Statthalterin. Allen Genannten ist gemeinsam, dass sie die eingeschlagene Spur stramm weiterverfolgen werden. Flügelpämpfe? Das war einmal. Am Parteitag vom 24. März wird die SVP die Tonalität vorgeben, die das Wahljahr 2019 prägen soll. Die Schweiz soll durch alle Böden verteidigt werden, die Zeichen stehen somit auf Angriff. Wörtlich tönt das so: «Es ist an uns, diese Mächenschaften der schleichenden Entmachtung des Schweizer Volkes aufzuzeigen und dagegen anzutreten. Verfassungsbrecher und Demokratieabschaffer sind beim Namen zu nennen und im Jahre 2019 nicht mehr zu wählen.»

Parallel zur inhaltlichen Marschroute wird intern auch schon eifrig spekuliert, wer der einst die SVP-Fahne im Bundesrat hochhalten soll, wenn dort ein Generationenwechsel spruchreif wird. Magdalena Martullo-Blocher hat vor Wochenfrist in einem Gespräch mit der «Rundschau» dazu nur so viel gesagt: «Ich hoffe nicht, dass ich es machen muss.» Ihr Vater hatte zu diesem Auftrag auch stets diese Floskel bemüht – bevor er selber in den Bundesrat eintreten musste. ○

Problemzone Westschweiz. Lange Zeit bekundete die SVP Mühe, in der französischen Schweiz Fuss zu fassen. Relativ stabil verankert ist sie einzig in der Waadt. Vorübergehend besetzte die Volkspartei Regierungssitze auch im Kanton Neuenburg (Yvan Perrin) und im Wallis (Oskar Freysinger). Das ist Schnee von gestern. Seit 2015 hat die SVP zudem in mehreren Westschweizer Kantonsparlamenten Federn gelassen, am heftigsten in Neuenburg, wo die Partei förmlich implodierte (minus 11 Sitze). Die Hoffnung, dass sich jenseits des Röstigrabens mit der Wahl des Waadtländer Weinbauern Guy Parmelin in den Bundesrat der Erfolg einstellen würde, hat sich nicht bewahrheitet. Im Gegenteil: Der arbeitsintensive Aufbau, der unter Partei-

Die SVP in den Kantonsparlamenten

Gewinne und Verluste seit 2015



QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK

Durchgezogene Resultate.



Problem Grob- und Feinmotorik.



Davonrennen, nachhumpeln

Behinderte und schwache Schüler werden seit zehn Jahren in normalen Klassen unterrichtet. Integration nennt sich das und wird, je nachdem, ob man mit Bildungsbeamten, Lehrern oder Eltern redet, komplett anders beurteilt. Von Daniela Niederberger und Nicolás Aznárez (Illustration)

In der Theorie klingt es grossartig. Beamte der Schulämter und Dozenten von pädagogischen Hochschulen sprechen vom «Menschenrecht auf Integration» und von der «Teilhabe aller». So auch an einer Veranstaltung von Pro Infirmis, die jüngst in Winterthur stattfand und gut besucht war. Filmausschnitte sollten zeigen, wie schön das funktioniert. Im Dokumentarfilm «Elenas Chance» sah man, wie die muntere Elena, ein Mädchen mit Down-Syndrom, in der Klasse und im Turnen mitmacht und auch gerügt wird, wenn sie beim Aufräumen *schlüüfe* will. Im Unterricht sitzt eine Heilpädagogin mit ihr am Pult.

In einem zweiten Film ging es um die stark körperbehinderten Zwillinge Julian und Marius, die in eine normale erste Klasse gehen. Sie können nur mühsam sprechen, sagen aber in die Kamera, dass sie etwas lernen und vorwärtskommen wollen. Der schwerer behinderte Julian meint zwar nach einer Schnupperwoche in der Sonderschule, dort sei es entspannter – aber eben, er wolle vorwärtskommen. Die Mutter, eine Unternehmensberaterin, möchte unbedingt dem Wunsch der Buben nachkommen; der Vater wäre eher für die Sonderschule.

Der zweite Film hinterlässt denn auch einen zwiespältigen Eindruck. Wie geht es den Buben wirklich? Kommt der Wunsch, in die Regelschule zu gehen, tatsächlich von ihnen

oder von der Mutter? Diese Fragen wurden am Anlass nicht gestellt, man feierte die Beispiele als gelungene Teilhabe und klatschte eifrig.

Dabei sagte die Vertreterin der kantonalen Elternmitwirkungsorganisation KEO, Gabriela Kohler, etwas, was zu denken geben müsste. Bei einer Umfrage unter Eltern mit behinderten Kindern kam nämlich heraus: 72 Prozent finden es schlecht, dass Klein- und Sonderklassen abgeschafft wurden. Viele Eltern sind überzeugt, es wäre für einige Kinder besser, in speziellen Klassen unterrichtet zu werden. Auf das Votum wurde nicht eingegangen.

Kinder verwalten statt unterrichten

Wie ist es für einen Lehrer, alle Kinder – von unaufmerksam und behindert bis hochintelligent – in einer Klasse unterrichten zu müssen? «Es bleibt zu wenig Zeit und Energie für die Kinder», so Marcel Blum*, Primarlehrer im Mittelland. In seiner Klasse, einer gemischten 1. und 2. Klasse, hat er 21 Kinder. In erster Linie würden die Kinder verwaltet. «Sie werden in Förderstufen eingestuft. Dazu braucht es Abklärungen beim Schulpsychologen. Das ist alles langwierig, und es hat mit Lernen noch nichts zu tun. Das Verwalten und Einordnen der Kinder wird fast wichtiger als der Schulalltag. Könnte ich in der Zeit in kleinen Gruppen unterrichten, hätte ich mehr erreicht.»

Stattdessen geben sich Heilpädagoginnen, Sprachlehrerinnen für Ausländerkinder, bisweilen eine Ergotherapeutin und eine Logopädin die Klinke in die Hand. «Für die Kinder und mich bringt das viel Unruhe.»

Der Fächer geht in seiner Klasse, was Alter und Fähigkeiten angeht, weit auf. Und nun soll er jedes Kind dort abholen, wo es steht. «Binnendifferenzierung und Umgang mit Heterogenität» heisst das im Pädagogenlatein. Dazu finden viele Weiterbildungskurse statt. Lehrer Blum sagt: «Ich soll den Lernstoff so differenzieren, dass jedes Kind auf seinem Entwicklungsstand angesprochen wird. Ich habe die Energie nicht, das zu tun. Wenn ich es täte, könnte ich nicht ausreichend persönlich auf das einzelne Kind eingehen.»

«Das eine Kind rechnet noch im Zehner-, das andere schon im Hunderterraum, eines hat Mühe mit Addieren, das andere mit Malrechnen. Ich müsste jede Entwicklungsstufe abdecken. Doch Erst- und Zweitklässler sind noch nicht so selbständig, dass sie die Lerninhalte, die man für sie präpariert, selber bearbeiten können. Sie sind schnell abgelenkt. Sie *schlüüfed*, schauen beim Banknachbarn ab oder lassen das Blatt verschwinden. Bei 21 Kindern habe ich, wenn ich mich an die geforderte Binnendifferenzierung halte, den Überblick nicht mehr. Meine Pflicht als Lehrer ist es, jedem Kind gerecht zu werden. Das kann ich so nicht.»

Lehrer Blum denkt, Klein- und Einführungsklassen wären für die Kinder besser. Auch von Kolleginnen und Kollegen hört er, dass sie an Grenzen stossen. Kritik wird aber kaum geäussert. «Viele Lehrer haben Angst, zu sagen,



«Ich werde nicht jedem Kind gerecht.» Sie wollen nicht als schlechte Berufsleute dastehen. Binnendifferenzierung gilt heute als professionell.» Marcel Blum hatte einmal ein behindertes Kind in der Klasse, einen Jungen mit einer Muskelkrankheit, der zeitweise im Rollstuhl sass. Das Kind war kognitiv und sprachlich begabt, das war nicht das Problem. Das Problem war die Grob- und Feinmotorik. Konkret heisst das: die Pausen und das Turnen. «Jungen in dem Alter messen sich untereinander. Im Turnen war er wie selbstverständlich ausgeschlossen. Was mache ich da als Lehrer? Ich mache Übungen, die für die anderen Kinder nicht herausfordernd sind. Eine Weile geht das, dann nicht mehr.»

Der Lehrer musste dem Kind die Turnschuhe an- und ausziehen. Eigentlich hätte dafür die Ergotherapeutin kommen müssen. «Und dann wartet sie eine Turnlektion lang, bis sie ihn wieder ausziehen kann? Und wird dafür bezahlt? Das kann es ja nicht sein.»

Auch musste der Junge öfter getragen werden, weil im Schulhaus Rampen fehlten. «Dabei haben wir in der Gemeinde ein Schulheim, wo alle Einrichtungen und die entsprechenden Fachkräfte vorhanden wären», sagt Blum.

Irgendwann ging es nicht mehr. «Ich bedauerte sehr, dass ich als Klassenlehrperson viel zu wenig auf den Jungen eingehen konnte, ohne dass ich meine Pflicht gegenüber den anderen Kindern zu stark vernachlässigt hätte. Dieses Dilemma konnte ich nicht lösen.»

Der Bub tat ihm leid. «Das, was ich bieten kann, und die Umgebung einer Regelklasse entsprechen dem Bedürfnis eines solchen Kin-

des überhaupt nicht. Es hat eine so kurze Lebenserwartung. Da würde ich in den Wald gehen mit ihm; Bäume bestimmen und Bodenmandalas machen. Aber sicher würde ich es nicht ins Turnen schicken und es dem Vergleich mit den anderen aussetzen. Dort kann es doch nie und nimmer mithalten.»

Es gab auch Erfolgsmomente: Der Knabe war im Rechnen flink. Doch das Negative überwog. «Es war ganz trivial. In der Pause rannten ihm die anderen davon, und er versuchte nachzuhumpeln. Er hätte dabei sein wollen und konnte es wegen seines Körpers nicht. Das prägt sich ein. Das ist für das Selbstwertgefühl nicht gut.»

Integration als gesunde Abhärtung?

Lehrer Blum glaubt, die Sonderschule wäre der humanere Weg. «Dort haben die Kinder ähnliche Schicksale, sie verstehen sich, sehen die Welt mit ähnlichen Augen. Der ständige Vergleich mit den Gesunden fällt weg.»

Anderer Ansicht ist Christina Lee, zuständig für die schulische Integration in Winterthur Nord. Es stimme zwar, dass die «Auseinandersetzung mit Normalität und Anderssein in integrierten Settings eine grosse Herausforderung für Kinder und Jugendliche mit einer Behinderung» sei. «Aber gleichzeitig lernen sie in der Schule, mit diesem Lebensthema umzugehen.» Integration als gesunde Abhärtung?

Le hat selber einen körperbehinderten Sohn, der mittlerweile erwachsen ist. Er ging in die Sonderschule, wäre aber gern mit seinen Freunden aus dem Dorf zur Schule gegangen. «Das war ein Riesenthema. Er wollte seine Freunde selber aussuchen und nicht reduziert werden auf einen kleinen Kreis, so, wie wir das auch wünschen. Er wollte nicht in die Behinderten-ecke gedrängt werden.» Nach der Schulzeit arbeitete er in einer Werkstatt für Menschen

mit Behinderung. ««Wenn ich schon da arbeite», sagte er, «will ich wenigstens in der Freizeit Kontakte mit Menschen ohne Behinderung.» Ausser mit seinem besten Freund, der die gleiche Beeinträchtigung hat. «Sonst bin ich lieber allein.»

Auffallend ist die Abwertung des Behindertseins durch die Propagandisten der Integration oder durch Behinderte selber. «Nicht in die Ecke drängen lassen.» Das tönt nach Schand-ecke. Da gibt es ein gut und weniger gut. Dabei tun sich in allen Gesellschaften die Gleichen zusammen. Es ist weniger anstrengend. Albaner mit Albanern, Studenten mit Studenten, die Reichen in St. Moritz mit anderen Reichen.

Mittlerweile nimmt der junge Mann an einem Pilotprojekt der Pädagogischen Hochschule Unterstrass teil, die Behinderte zu Assistenzlehrern ausbildet. Da ist er eine Ausnahme. Gabriela Kohler von der Elternorganisation KEO hört oft von Eltern mit behinderten Kindern, dass die Integration in der Schule zwar einigermassen geklappt hat – «doch dann, bei der Lehrstellensuche, kommen sie auf die Welt». Sie hoffen dann natürlich auf eine Stelle im ersten Arbeitsmarkt, so Koller, «aber der ist noch nicht bereit».

Für Lehrer Blum hat der «Zwang zur Integration mehr mit Ideologie zu tun als mit einem Bedürfnis der Kinder». Die Erwachsenen machten ihre Probleme zum Problem der Kinder. Doch: «Kinder sind im Hier und Jetzt. Sie sind zufrieden, wenn es dort, wo sie sind, gut ist.» Für Kinder sei die Beziehung zur Lehrperson das Wichtigste. «Kann ich ihr vertrauen, ist sie mir wohlgesinnt, versteht sie mich, erkennt sie das Wesentliche meiner Person, damit sie mich wirklich fordern und fördern kann? Das alles braucht Zeit für Beziehung.»

*Name geändert

Wenn der Postmann zweimal klingelt

Einen Tag nachdem er mit Fragen der *Weltwoche* konfrontiert worden ist, tritt Kurt Grüter überhastet als Chefaufklärer im Postauto-Skandal ab. Es stellt sich die Frage: Warum hat der oberste Post-Chef, Urs Schwaller (CVP), ihn überhaupt ausgewählt? Von Florian Schwab

Aus heiterem Himmel legte am Dienstagmittag Kurt Grüter sein Amt nieder. Weniger als zwei Wochen zuvor, am 8. März, war er von Post-Verwaltungsratspräsident Urs Schwaller als Chefaufklärer im Skandal um den Subventionsbetrug bei der Postauto AG eingesetzt worden. «Ich will absolute Klarheit und Transparenz», sagte der frühere CVP-Ständerat Schwaller damals. Es dürfe nicht der «geringste Verdacht» aufkommen, das Unternehmen vertusche etwas. Also beaufsichtige er die Untersuchung nicht selbst, sondern setze dafür drei externe Experten ein. Die Leitung wurde Kurt Grüter übertragen. Weiter gehörten der Expertengruppe zwei Professoren an: der Staatsrechtler Felix Uhlmann und der Strafrechtler Andreas Donatsch. Dieses Triumvirat sollte «die Unabhängigkeit der externen Untersuchung» sicherstellen.

Genau diese Unabhängigkeit steht jetzt in Zweifel: In einer rätselhaften Erklärung, die er am Dienstag an die Schweizerische Depeschengagentur (SDA) sandte, teilte Grüter seine Demission mit. «In den vergangenen Tagen war seine Unabhängigkeit infrage gestellt worden», vermeldete die SDA, und zwar «namentlich von Seiten einzelner politischer Exponenten, aber auch von Seiten der [Eidgenössischen Finanzkontrolle] EFK». Deren Direktor, Michel Huissoud, bestätigt auf Anfrage, dass die EFK Vorbehalte gegen Grüters Funktion geäussert habe.

Es ist ein wohl einmaliger Vorgang: Die Finanzkontrolle, also ausgerechnet jene Organisation, die Grüter von 1998 bis zu seiner Pensionierung 2013 selbst geleitet hatte, zieht seine Unabhängigkeit bei der Postauto-Untersuchung in Zweifel. Dazu Grüters Nachfolger Huissoud: «Wir begrüssen den Entscheid.» Für Thomas Aeschi hingegen, Fraktionschef der SVP, kommt der Rücktritt überraschend. «Unsere Partei hat die Unabhängigkeit Grüters nicht thematisiert», sagt er auf Anfrage. Auch Schwallers Parteikollege, CVP-Chef Gerhard Pfister, hat nichts von politischen Unruhen rund um die Person Grüter mitbekommen. Grüters hastiger Rückzug könnte auch damit zu tun haben, dass die *Weltwoche* ihm am



Eine Art Blitzableiter: Verwaltungsexperte Grüter.

Montag ein paar Fragen zu seiner Unabhängigkeit als Chefaufklärer im Postauto-Skandal geschickt hatte.

Begutachter im Fall Hildebrand

Gründe, Grüters Eignung für die Aufgabe zu bezweifeln, gibt es genug. Am wichtigsten: Die Finanzkontrolle, deren Chef er zum Zeitpunkt der Manipulationen war, ist laut Gesetz nämlich auch für die Finanzaufsicht über die bundeseigenen Betriebe zuständig. Dazu gehören die Post und ihre Tochtergesellschaft Postauto AG. Im Jahr 2009 – die Manipulationen bei der Postauto AG liefen da schon zwei Jahre – befasste sich die EFK unter Leitung Grüters sogar mit der jetzt in Verruf geratenen Subventionierung des Personennahverkehrs.

Der Jahresbericht 2009 vermerkt, man habe «ausgewählte Aspekte im Bereich der Finanzierung des öffentlichen, regionalen Personenver-

kehrs» geprüft. Eine weitere Untersuchung betraf die Freiburgerischen Verkehrsbetriebe, bei denen die EFK «die Berechnung der Abgeltung für den regionalen Personenverkehr» sowie «die rechtmässige Verwendung von Darlehensgeldern und Finanzhilfen» prüfte. Hätte der EFK etwas auffallen können oder müssen? Streng betrachtet, wäre Grüter als Chefaufklärer wohl früher oder später auch auf die Frage gestossen, ob die EFK unter seiner Ägide alles richtig gemacht habe.

Kurt Grüter, der politisch den Grünen zuneigt, hat sich in seiner Gutachtertätigkeit schon mehrfach als eher staatsnah erwiesen. Besonders deutlich in der Affäre Hildebrand Ende 2011. Damals bewertete er (gemeinsam mit dem heutigen EFK-Direktor Michel Huissoud) im Auftrag der Bundesrätinnen Micheline Calmy-Rey (SP) und Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) die Fremdwährungsgeschäfte des damaligen Nationalbank-Präsidenten Philipp M. Hildebrand.

Grüters Rolle im Hildebrand-Skandal war nie Gegenstand einer tieferen Analyse. Jedoch offenbart ein Bericht der Geschäftsprüfungskommission (GPK), der ein gutes Jahr nach dem Rücktritt Hildebrands veröffentlicht wurde, durch-

aus fragwürdige Aspekte. So hielt die GPK fest, den Grüter-Gutachten fehle es an einer gesetzlichen Grundlage. Weiter erfährt man, dass die Prüfer ein relativ breites Mandat («unabhängig in der Wahl der Methode und der Form der Prüfung») relativ stark verengten. Dies erlaubte es ihnen, sämtliche Zweifel an Hildebrand zu zerstreuen.

Gemäss GPK war die Zusammenarbeit der Prüfer mit der Schweizerischen Nationalbank (SNB) «teilweise sehr schwierig und aufwendig». Dies aber verschwiegen Grüter und Huissoud in ihrem Rapport. Auch dass sich Hildebrand weigerte, für ein persönliches Gespräch zur Verfügung zu stehen, erfuhr die interessierte Öffentlichkeit erst ein Jahr später von der Geschäftsprüfungskommission des Parlaments.

Trotz dieser Schwierigkeiten: Bereits zwei Tage nach der Mandatserteilung durch Calmy-Rey verfassten die Gutachter ihr blütenreines

Fazit: «Bei unserer Untersuchung sind wir auf keine Transaktion gestossen, welche den Verdacht nähren würde, es sei das Wissen um vertrauliche Tatsachen ausgenutzt worden, oder welche den Regeln der SNB in diesem Bereich widerspräche.» Mit diesem Befund gingen Calmy-Rey und Widmer-Schlumpf zum Gesamtbundesrat, der dem Bericht vertraute und auf weitere Schritte verzichtete. Kurze Zeit später tauchten E-Mails auf, welche belegten, dass Hildebrand seiner Frau einen Tag vor einem fragwürdigen Dollar-kauf dazu eine explizite Erlaubnis erteilt hatte. Der Nationalbank-Präsident nahm den Hut.

Auch nach seiner Pensionierung 2013 wurde Grüter wieder als Gutachter im Dienst eines in Bedrängnis geratenen Bundesrats aktiv. Im Auftrag von Verteidigungsminister Guy Parmelin (SVP) bewertete er das Beschaffungsprojekt für Boden-Luft-Raketen (Bodluf). Die (von Parmelin veranlasste) «Sistierung des Projekts Bodluf 2020» sei «für den Untersuchungsbeauftragten politisch nachvollziehbar», hielt der Bericht als Schlussfolgerung fest. Die Bewertung mag stimmen oder nicht; als unbequem gegenüber der Macht erwies sich Grüter auch in diesem Falle nicht. Wer sich unter Finanzpolitikern umhört, die

Grüter als Chef der Finanzkontrolle erlebten, erhält das Bild eines schonungsvollen, eher staatsfreundlichen EFK-Chefs. Er sei zwar fachlich gut und habe die Schwachstellen genau erkannt. In seinen schriftlichen Berichten habe er aber öfter einen Hang zum Verwedeln gezeigt. Dabei ist die EFK eigentlich so etwas wie ein finanzieller Wachhund, welcher im Auftrag von Bundesrat und Parlament das Finanzgebaren der Verwaltung überprüft.



Urs Schwaller.

Mildes Lächeln

Der ehemalige Zürcher Nationalrat Hans Kaufmann (SVP), der lange in der Finanzkommission sass und bei der Zürcher Kantonalbank dem Prüfungsausschuss des Bankrates angehört, erinnert sich:

Als Chef der Finanzkontrolle sei Grüter mit der Verwaltung «recht schonend» umgegangen. Das in so einer Funktion unabdingbare Misstrauen fehle bei ihm. «Konsequenzen für Fehlverhalten gab es – wenn überhaupt – in der Form von Bauernopfern.» Von den ihm zur Verfügung stehenden Eskalationsstufen (mit dem Parlament als letzter Instanz) habe Grüter «nie oder so gut wie nie» Gebrauch gemacht.

Von der Titelseite des EFK-Jahresberichts 2009 lächelt Grüter dem Leser mild und gütig

entgegen und erklärt sein Credo: Man gehe bei der EFK «nicht von einer negativ besetzten Optik gegenüber den Geprüften aus». Der «Dialog mit den Geprüften mit dem Ziel, eine freiwillige Akzeptanz» zu erreichen, stehe «im Vordergrund».

Für Ex-Parlamentarier Kaufmann war der Ex-Chefaufklärer «die Idealbesetzung, wenn man verhindern will, dass die Untersuchung neue Missstände zutage fördert, die vielleicht nicht im bereits bekannten Kernbereich liegen». Natürlich wusste Urs Schwaller bestens um Grüters Philosophie, als er ihn für den Post-Job anfragte. Als Mitglied der ständerätlichen Finanzkommission nahm Schwaller an vielen Kommissionssitzungen mit Grüter teil. Und als Mitglied der Finanzdelegation, der mächtigsten Aufsichtskommission des Parlaments, brütete Schwaller gemeinsam mit Grüter über jenen Fällen, welche selbst für die Finanzkommission oder die GPK zu heikel waren.

In Bern kursiert die Theorie, Grüter sei von Schwaller als eine Art Blitzableiter gedacht gewesen, um die Einschläge von diesem selbst fernzuhalten. Wurden in der hochdiskreten Finanzdelegation Post-Angelegenheiten besprochen, an deren Publikwerden weder Schwaller noch Grüter ein Interesse haben? Fragen der *Weltwoche* zur Auswahl seines Chefaufklärers liess Urs Schwaller unbeantwortet. *Affaire à suivre.* ○



**IHRE INVESTITION IM HERZEN
DER SCHWEIZER ALPEN**



GOTTHARD RESIDENCES ANDERMATT

- 4-Sterne-Residenzen mit Hotelservice von Radisson Blu
- Grosses Fitness- und Wellness-Center
- Optionales Vermietungsprogramm mit einer garantierten jährlichen Rendite von 3 % in den ersten 3 Jahren
- Zentrale Lage (nur 1 Stunde von Luzern und 1.5 Stunden von Zürich entfernt)
- In Gehdistanz zur SkiArena Andermatt-Sedrun und zum 18-Loch Golfplatz
- Geplante Fertigstellung Sommer 2018

Jetzt Projektunterlagen bestellen



Andermatt Swiss Alps AG
+41 41 888 77 99
realestate@andermatt-swissalps.ch
www.gotthard-residences.ch

Feuerlöschlerin

Sie jubelt über Schweizer Olympia-Medaillen. Doch das olympische Feuer bekämpft sie vehement. Auch jetzt wieder lehrt Silva Semadeni die Sportlobby, die eine Kandidatur fürs Wallis durchbringen will, das Fürchten. *Von Thomas Renggli und Raffael Waldner (Bild)*

Ein herzliches Lachen, ein fester Händedruck, ein schalkhaftes Blitzen in den Augen: Silva Semadeni erscheint bestens gelaunt bei der grossen Uhr am Treffpunkt des Hauptbahnhofs Zürich. Soeben ist die Frühlingsession in Bern zu Ende gegangen. Auf dem Heimweg nach Chur nimmt sich die SP-Nationalrätin Zeit für ein Gespräch. In einer grossen Papiertasche trägt sie einen Osterhasen mit: «Den habe ich geschenkt bekommen – ich hoffe, ich bringe ihn heil nach Hause.»

Die 66-jährige Puschlaverin sitzt als eine von fünf Vertreterinnen und Vertretern Graubündens in der grossen Kammer. Nationale Bekanntheit erlangte sie vor allem durch ihren erfolgreichen Kampf gegen die Bündner Olympiabewerbungen 2022 und 2026. Der *Blick* bezeichnete sie als «Olympia-Schreck». Diese Schlagzeile erheitert sie: «Ich fühle mich nicht als Schreck.» Ihr Bündner Dialekt weckt selbst in einer urbanen Lounge-Bar unter dem Dach der Zürcher Bahnhofshalle Feriengefühle.

Doch Semadeni verteilt keine Reiseprospekte. Sie steigt gegen die Walliser Kandidatur 2026 in den Ring. Ihre Motion, dass die Olympia-Frage (über den Bundesbeitrag von einer Milliarde Franken) in einer eidgenössischen Volksabstimmung geklärt werden soll, erreichte im Nationalrat eine knappe Mehrheit (92:87). In der Sommersession soll der Ständerat über das Geschäft entscheiden. Vorher, am 10. Juni, wird das Walliser Stimmvolk an die Urne gerufen. Obwohl es nicht mehr um eine Bündner Angelegenheit geht, fühlt sich Semadeni in der Pflicht: «Ich habe mich so intensiv mit der Thematik befasst, dass ich mich dazu äussern will.»

Abkehr vom Grössenwahn

Semadeni spricht ruhig und wählt ihre Worte mit Bedacht. Den Vorwurf, dass sie sich mit ihrer hartnäckigen Opposition auch visionären Ideen und sportlichen Idealen in den Weg stellt, weist sie gelassen zurück: «Visionär wäre, wenn das Internationale Olympische Komitee seine Kriterien anpassen würde, wenn es vom Gigantismus wegkommen würde.» Sie sei nicht gegen Olympische Spiele. Sie sei gegen rücksichtslose Olympische Spiele, sagt sie und erläutert den Widerspruch, in dem sich das IOC befindet: «Da spricht man von der Agenda 2020 und einer Abkehr vom Grössenwahn – und vergibt die Winterspiele 2022 nach Peking.»

Mit ihrer harten, aber sachbezogenen Argumentation vermochte Semadeni das Stimmvolk in Graubünden zu überzeugen. Gleich-



Wahrung heimatlicher Werte: SP-Nationalrätin Semadeni.

zeitig polarisiert sie: «Sie vertritt nicht die Meinung aller Bündner», sagt Gian Gilli. Als Direktor beziehungsweise Konzeptverantwortlicher war der Engadiner an vorderster Front in die Kandidaturen 2022 und 2026 involviert. Er kennt Semadeni aus vielen Podiumsdiskussionen und politischen Debatten. Gilli anerkennt die SP-Frau als «hartnäckige und gut vorbereitete Gegnerin», gleichzeitig sagt er aber auch: «Sie setzt auf Angstmacherei und rückt nicht von ihrem Standpunkt ab.» Diskussionen mit ihr seien wie Pingpong-Spiele», so Gilli: «Sie vertritt die Mentalität, dass man in den Alpen nichts verändern dürfe.»

Exakt dieses Argument sticht bei Stefan Grass, dem Präsidenten des VCS Graubünden. Als Leiter des Komitees Olympiakritisches Graubünden plädiert er für «olympiafreie Alpen» und kämpft mit Semadeni in der ersten Reihe gegen das olympische Feuer: «Silva ist für uns dank ih-

rer nationalen Ausstrahlung und dank ihrer Vielsprachigkeit sehr wichtig.» Sie habe dem Anliegen ein Gesicht und eine Stimme gegeben – und durch ihre Robustheit dazu beigetragen, dass die Gegenbewegung einer Minderheit zu einer Volksmehrheit geführt habe.

Semadeni spricht vier Sprachen fließend: Italienisch, Deutsch, Rätoromanisch und Französisch. «Rätoromanisch habe ich von meinem Mann gelernt – und er hat von mir Italienisch gelernt», erzählt sie. Die Zweisprachigkeit an Schulen war für sie als Kantonschullehrerin in Chur ein wichtiges Anliegen. Sie machte sich für das Modell der «Immersion» stark – dass man einzelne Fächer auf Italienisch oder Romanisch unterrichtet: «So lernen die Kinder und Jugendlichen schneller eine andere Nationalsprache.» Auch dank der SP-Frau besteht in Chur heute die Möglichkeit, vom Kindergarten bis zur Matur den Un-

terricht zweisprachig zu absolvieren: «Es ist wichtig, dass wir unsere Sprachenvielfalt pflegen», sagt sie. Die Wahrung der heimatlichen Werte prägt das politische Profil der Bündnerin. Unter anderem machte sie sich auch gegen die Umnutzung von landwirtschaftlichen Gebäuden ausserhalb der Bauzonen zu Wohnzwecken stark. Mit Erfolg. Der mediale Boulevard reagierte prompt: Semadeni wurde zum «Maiensäss-Schreck». Es ist eine Formulierung, über die sie sich wundert: «Erstens ging es nicht um Maiensässe. Und zweitens kann man sich nicht gegen die Zersiedelung aussprechen und dann überall alte Ställe und Scheunen zu Wohnungen umbauen. Wir müssen unserer Landschaft Sorge tragen.»

Dies ist eine Haltung, die über die Kantons-grenze hinaus gut ankommt – zum Beispiel im Wallis. Art Furrer, Ski-Legende und Hotelier auf der Riederalp, sagt: «Frau Semadeni ist eine starke und gradlinige Politikerin. Mit ihrer kämpferischen Art und ihrer Wortgewandtheit setzt sie sich für die Anliegen der Bergkantone ein.»

Ein Nein in Zürich

Der Antrieb für ihre politische Haltung liege in ihrer Herkunft, sagt Semadeni selber: «Ich hatte schon früh ein ausgeprägtes Gerechtigkeitsempfinden und konnte mir beispielsweise nicht vorstellen, dass es auf der Welt Kinder gibt, die hungern müssen.» Kommt sie auf ihre eigene Kindheit zu sprechen, wird Semadeni für einen Moment leise: «Ich war ein uneheliches Kind – und wuchs bei meinen Grosseltern auf.» Ihr Grossvater sei Bauer und Lehrer gewesen, habe die Kirchenorgel gespielt und den Chor dirigiert. «Er kannte alle Blumen», erzählt sie und lächelt wieder.

Als sie zum Studieren nach Zürich kam, habe sie festgestellt, dass damals die Frauen in der Geschichte faktisch nicht existierten: «Deshalb habe ich mich im Geschichtsstudium speziell für die Frauenfrage interessiert.» In die Politik fand sie in den 1980er Jahren über eine kommunale Zweitwohnungsinitiative und über den Kampf gegen den überdimensionierten Ausbau der Wasserkraft auf dem Bernina-Pass. Semadeni nimmt einen Schluck Apfelschorle und blickt auf die Uhr. Ihr Zug nach Chur fährt in zehn Minuten. Zum Abschied sagt sie: «Sie müssen mir glauben, dass ich nichts gegen den Sport habe. Mein Mann ist ein grosser Sportfan – und wenn Dario Colonna, Nevin Galmarini oder Selina Gasparin Olympia-Medaillen gewinnen, geht das auch mir ans Herz.» Dann nimmt Silva Semadeni ihren Rollkoffer und schreitet zum Gleis 12. Auch in Zürich ist sie zu Hause. Ihre Mutter wohnte in Schwamendingen – und das Zürcher Stimmvolk äusserte sich schon vor Jahrzehnten ganz in ihrem Sinne. Zur Kandidatur für die Winterspiele 1976 sagte es laut und deutlich nein – mit 78 Prozent. ○

Schweiz

Wirkungsvoll erpresst

Verärgert über die Blockade beim Rahmenvertrag, begrenzte die EU die Börsenäquivalenz auf 2018. Der Bundesrat gab sich eben noch kämpferisch. Jetzt ist er eingeknickt. *Von Christoph Mörgele*

Es war die kurze Sternstunde eines selbstbewussten Bundesrats: Nach dem missglückten Staatsbesuch von EU-Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker in Bern hatte die Europäische Union die Schweiz auf eine «graue Liste» der Steueroasen gesetzt. Und kurz vor Weihnachten gab Brüssel bekannt, dass die für die Schweizer Börse wichtige Äquivalenzanerkennung auf ein Jahr befristet werde. Lediglich bis Ende 2018 sollen demnach EU-Investoren problemlos in der Schweiz mit Wertpapieren handeln können. Hongkong, die USA und Australien erhielten derweil die Börsenäquivalenz problemlos und unbefristet.

Bundesrätliche Empörung

Der Bundesrat reagierte auf diese Drangsalierung empört und entrüstet. Er konnte nicht schönreden, dass die EU so die Schweiz zum raschen Abschluss des institutionellen Abkommens zwingen will. Doris Leuthard schoss erstaunlich scharf und meinte wörtlich: «Wir betrachten die befristete Anerkennung als klare Diskriminierung der Schweiz.» Die Bundespräsidentin äusserte «Zweifel an der Rechtmässigkeit» des Börsenentscheids und rückte damit die EU in die Nähe von Schurkenstaaten. «Leuthard bietet Juncker die Stirn», titelte der *Blick*: «Schweiz hat genug von EU-Erpressung. Ostmilliarde steht auf der Kippe.»

Im *Sonntagsblick* meinte Bundespräsidentin Leuthard: «Dass die EU ein so technisches Dossier wie die Börsenäquivalenz mit einer politischen Frage verknüpft, mit dem Rahmenabkommen, das geht nicht. Ein solches Machtspiel akzeptieren wir nicht!» Die Magistratin kündigte Gegenmassnahmen an: Die Zahlung der Ostmilliarde solle neu beurteilt und die Stempelsteuer abgeschafft werden. Denn der Bundesrat – so Leuthard – habe den Eindruck, die EU wolle den Finanzplatz Schweiz schwächen.

Das alles ist Schnee von gestern. Am 9. März schrieb der Bundesrat in Beantwortung eines Vorstosses von FDP-Aussenpolitikerin Doris Fiala: «Neben der Aktualisierung bestehender Abkommen ist der bilaterale Weg als Ganzes einem Erosionsrisiko ausgesetzt, oder es verbleiben Unsicherheiten wie im Fall der Börsenäquivalenz.»

«Grundprinzipien»

Innert weniger Wochen hat die Landesregierung also einen bemerkenswerten Positionswechsel vollzogen. Eben noch lautstark gegen die erpresserische Begrenzung der Börsenankennung protestierend, diese als diskriminierend, ja unrechtmässig beurteilend und scharfe Gegenmassnahmen ankündigend, integriert derselbe Bundesrat neuerdings genau diese EU-Erpressung geschmeidig in die eigene Argumentation für ein Rahmenabkommen: «Der Bundesrat ist bestrebt, mit der EU wieder zu einem Einvernehmen über die Grundprinzipien der gegenseitigen Beziehungen zu gelangen.»

Auch die Ostmilliarde

Fazit: Die starken, mutigen Worte von Bundespräsidentin Leuthard waren Schall und Rauch. Dafür ist die Erpressungsstrategie der EU mit der befristeten Börsenäquivalenz voll aufgegangen. Der Brüsseler Korrespondent des Schweizer Fernsehens kommentierte denn auch ungerührt, man konstatiere bei der EU mit Befriedigung, dass der Druck mit der Börsenäquivalenz funktioniert habe. Offenbar kann sich der Bundesrat

nicht rasch genug der Rechtsprechung eines Staatengebildes unterwerfen, dem er eben noch Diskriminierung, Unrecht und Machtmissbrauch vorgeworfen hat. Auch die Ostmilliarde hat er kampfflos gewährt. Und von der versprochenen Abschaffung der Stempelsteuer hat man seither nichts mehr vernommen.



Positionswechsel: Leuthard.

Die starken, mutigen Worte von Doris Leuthard waren Schall und Rauch.

Vortritt Frau, Rücktritt mit links

Der Ständerat stellt internationales Recht über die von Volk und Ständen geschaffene Bundesverfassung. Über die Winterolympiade sollte trotzdem abgestimmt werden, findet die Mehrheit des Nationalrats.
Der Sessions-Check von Philipp Gut und Peter Keller

Von einer reichbefrachteten Session zu sprechen, wäre übertrieben. Der Nationalrat war vor allem damit beschäftigt, persönliche Vorstösse abzuarbeiten – das wichtigste Mittel für Politiker, um sich mediale Aufmerksamkeit zu verschaffen. Da ging es beispielsweise um die Nichtdiskriminierung von Anbindeställen (Erich von Siebenthal, SVP/BE) oder die Schaffung einer bezahlten Mitarbeiterstelle für Parlamentarier (Matthias Aebischer, SP/BE) oder um die Besteuerung von Robotern (Mathias Reynard, SP/VS). Die grünliberale Nationalrätin Isabelle Chevalley wollte Sömmerungsbetriebe, also die Älpler verpflichten, dass diese ihre Herden einzäunen und mit ausgebildeten Hunden bewachen lassen, damit Grossraubtiere wie Bären, Luchse oder Wölfe nicht in Versuchung geführt werden, Schafe und andere Nutztiere zu reissen. Der Ständerat tagte derweil in den ersten beiden Wochen nur bis Mittwoch. Ratspräsidentin Karin Keller-Sutter strich die Donnerstagmangels Programm und sparte damit auch ein paar zehntausend Franken Parlamentskosten.



«Mehrheit»: Maya Graf (Grüne).

Die grösste Minderheit des Landes — Nicht nur die Landesgegenden und Sprachregionen, auch die Geschlechter sollten künftig «angemessen» im Bundesrat vertreten sein, forderte Maya Graf von den Grünen. Seit Einführung des Frauenstimmrechts seien 28 Männer und bloss sieben Frauen in die Regierung gewählt worden. Nun müsse die Geschlechterkonkordanz hergestellt werden, so die Baselbieter Nationalrätin. «Denn mit rund 53 Prozent weiblichen Wahlberechtigten stellen die Frauen eine Mehrheit und somit die grössere Kandi-

dierendenbasis. Das bedeutet, dass heute die Mehrheit der Bevölkerung nicht angemessen in der Regierung unseres Landes vertreten ist.» Das ist messerscharf gerechnet. Eine Ergänzung blieb Graf allerdings schuldig: Die Frauen sind die einzige gefühlte Minderheit des Landes, die eine Mehrheit bilden. Sie könnten problemlos eine weibliche Übermacht in den National- und Ständerat wählen und darauf aufbauend in den Bundesrat. Man bzw. frau müsste es bloss tun.



«Industrie 4.0»: Claude Béglé (CVP).

Der superlativste Parlamentarier — Er übertrifft nicht nur rein körperlich die meisten seiner Ratskollegen, Claude Béglé, CVP-Nationalrat aus dem Kanton Waadt und Vater von sechs Kindern, sprengt auch sonst die üblichen Massstäbe. In der laufenden Session standen zuletzt seine Vorstösse 86, 87, 88 und 89 auf dem Programm (bei total 110 Vorstössen seit

Béglé will die Schweiz zum «Epizentrum» der internationalen Digitalisierungsgouvernanz machen.

seiner Wahl vor zwei Jahren). Auch bei seinen Themen hat der Mann den grossen Wurf im Auge. Mindestens. So solle die Schweiz etwa zum «Epizentrum» der internationalen Digitalisierungsgouvernanz werden. In einem anderen Vorstoss will Béglé unser Land zu einem «Weltzentrum der Blockchain-Technologie» machen.

Während Wirtschaft und Politik sich bemühen, mit der Digitalisierung 2.0 fertig zu werden, hüpfert der 68-jährige Jungparlamentarier

schon weiter: Er verlangt die Einrichtung einer nationalen Koordinationsstelle für die «Industrie 4.0». In seinem früheren Leben war Béglé Verwaltungsratspräsident der Post, bis er nach nur neun Monaten seinen Job auf Druck des damaligen Bundesrates Moritz Leuenberger räumen musste wegen interner Personalquerelen und Lohntricksereien. Nicht wenige Parlamentarier spotten: Wenn die schweizerische Post Claude Béglé als Chef überlebt hat, wird sie auch mit dem gegenwärtigen Postauto-Beschiss fertig werden.

Die teuerste Abstimmung — Soll die Schweiz Olympische Winterspiele durchführen? Was wird der Sportanlass kosten? Muss der Bund eine Defizitgarantie sprechen? Wie nachhaltig ist eine solche Olympiade wirklich? Und vor allem: Wer soll das letzte Wort bei der Entscheidung haben? Eine knappe Mehrheit im Nationalrat folgte dem Vorstoss der Bündner SP-Nationalrätin Silva Semadeni, die eine gesamtschweizerische Volksabstimmung forderte. Es geht immerhin um mindestens eine Milliarde Franken Bundesgelder. Insofern hat sich die teuerste Abstimmung der Frühjahrsession verschoben: Im Sommer wird der Ständerat über die Olympia-Motion befinden. Man geht allgemein davon aus, dass die Kleine Kammer gegen einen Volksentscheid sein wird.



Perfektes Timing: Tim Guldemann (SP).

Der sozialste Rücktritt — Gleich fünf neue Ratsmitglieder wurden in dieser Session vereidigt. Jeder Vereidigung geht naturgemäss ein Rücktritt voraus. Yannick Buttet (CVP/VS) stolperte im Dezember über seine Grabsch-Affäre;

der Waadtländer Jean Christophe Schwaab (SP) zog sich aus dem Nationalrat zurück, um mehr Zeit zu haben für seinen siebenjährigen Sohn, der an einer Entwicklungsstörung leidet. Bei Louis Schelbert (Grüne/LU) und Jakob Böhler (CVP/SG) waren die Rücktritte taktischer Natur: Beide sind 65 Jahre alt und machen Platz für Nachrutscher.

Dann wäre da noch Tim Guldemann. Der frühere Diplomat wurde 2015 als erster Auslandschweizer ins Parlament gewählt. Nun hat er gemerkt, dass die «räumliche Distanz» zur schweizerischen Politik – er lebt mit seiner Familie in Berlin – doch zu gross sei. Immer-

Niemand ist so sozial wie die Sozialdemokraten, wenn jemand anderer die Rechnung begleicht.

hin fand er genügend Musse, um den perfekten Rücktrittstermin auszutüfteln. Sein Nachfolger wurde erst am zweitletzten Tag der Session vereidigt. Damit konnte Guldemann für sich noch ein Maximum an Sitzungsgeldern (pro Tag 440 Franken) und Spesen (110 Franken pro Tag für Verpflegung und 180 Franken pro Übernachtung) herausholen und die monatliche Pauschalentschädigung über 4916.65 verbuchen lassen. Diese dürfte parallel auch sein nachrutschender SP-Parteikollege

aus Zürich, Fabian Molina, kassieren. Womit wieder einmal bewiesen ist: Niemand ist so sozial wie die Sozialdemokraten, wenn jemand anderer (der Steuerzahler) die Rechnung begleicht.



Gratis-Couverts: Yvette Estermann (SVP).

Die grösste kleine Geste — Der Titel des Vorstosses war so einfach wie genial: «85 Rappen für mehr Demokratie». Der Bundesrat habe dafür zu sorgen, dass die Versandkosten für die briefliche Stimmabgabe bei eidgenössischen Wahlen und Abstimmungen von der

Post als bundeseigenem Betrieb übernommen würden. Die Luzerner SVP-Nationalrätin Yvette Estermann erhofft sich mit den Graticouverts eine regere Stimmbeteiligung. Wahrscheinlich dürfte auch die momentane Postauto-Debatte dazu beigetragen haben, dass eine Mehrheit von 109 Parlamentariern dem gelben Riesen die Portokosten aufs Auge und in die Bilanz drückte.

Die höchste Instanz — Neben anderen Volksinitiativen (Velo, «Fair Food», Ernährungssouveränität) debattierte der Ständerat als Erstrat über die Selbstbestimmungsinitiative der SVP. Sie verlangt, dass die Bundesverfassung gegenüber dem nicht zwingenden Völkerrecht Vorrang haben soll und die Bundesverfassung damit wieder wie früher die oberste Rechtsquelle der Schweiz wird. Damit würde auch der Souverän – die Stimmbürgerinnen und Stimmbürger – wieder die höchste Instanz im Land und nicht Richter und Professoren in Lausanne, Strassburg oder Brüssel. Obschon im Ständeratssaal ein imposantes Bild der Nidwaldner Landsgemeinde zu sehen ist, das auf die Wurzeln der direkten Demokratie verweist, lehnten bis auf die SVP-Delegation sämtliche Ständeräte die Initiative ab. Das Problem liegt wohl darin, dass die Vertreterinnen und Vertreter der Kantone mit dem Rücken zum Gemälde sitzen. ○



Meister
Werk

Cum Laude 2013

Toscana igt
Castello Banfi – Toscana

Würdige Hommage an die Toscana.
Dicht und verführerisch.
Mit herrlichen Brombeernoten.
Samtig – «fast ewig» der Ausklang.

Bindella

CHF **14.80** netto
statt 18.50, 75 cl

Jetzt bestellen auf bindella.ch
Gültig bis 08.04.2018

Bindella
la vita è bella



Konzentriert wie Sirup

Sämtliche Deutschschweizer Tageszeitungen werden von nur noch fünf Chefredaktoren gelenkt. Alle anderen Blätter haben ihre Selbständigkeit aufgegeben. Und bald werden es wohl nicht mehr fünf, sondern nur noch vier Chefredaktoren sein. Von Kurt W. Zimmermann

Markus Somm, der Chefredaktor der *Basler Zeitung*, ist der Chingachgook der Schweizer Presse. Er ist der letzte Mohikaner.

Somm ist der einzige Chefredaktor einer Deutschschweizer Regionalzeitung, der noch eine eigene und eigenständige Redaktion führt. Sein Blatt wird von seinen eigenen Journalisten gemacht. Das gibt es sonst nicht mehr.

Alle anderen Blätter der Deutschschweiz haben in den Ressorts Inland, Ausland, Wirtschaft, Kultur und Gesellschaft sowie Sport keine eigenen Redaktionen mehr. Sie beziehen ihre Inhalte vielmehr von einem externen Dienstleister. «Mantelredaktionen» nennt man diese publizistischen Lieferanten.

Die grossen Regionalblätter wie *Tages-Anzeiger*, *Berner Zeitung*, *St. Galler Tagblatt* und *Luzerner Zeitung* beschäftigen nur noch im Lokalteil eigene Redaktoren, die exklusiv für ihr jeweiliges Blatt arbeiten. Den Rest haben sie an die übergreifenden Mantelredaktionen ihrer Verlage outgesourct. Deren Aufbau ist in vollem Gang, Ende Jahr wird er abgeschlossen sein.

Auch Somm, der letzte Mohikaner, wird vermutlich bald kein Mohikaner mehr sein. Seine *Basler Zeitung* ist seit längerem auf dem Markt und soll verkauft werden. Dann wird, ausserhalb der Regionalberichterstattung, auch die heute noch eigenständige *BaZ*-Redaktion durch externe Zulieferer ersetzt.

Der einzige Deutschschweizer Chefredaktor, den man allenfalls mit Somm vergleichen kann, ist Eric Gujer von der *Neuen Zürcher Zeitung*. Auch er macht sein Blatt ausschliesslich mit seinen eigenen Leuten. Er ist aber insofern ein Sonderfall, als er nicht primär eine Region journalistisch beackert. Damit ist man schnell beim Modewort der Mediendiskussion. Das Modewort ist Meinungsvielfalt.

Paradies Tessin

Wenn man Meinungsvielfalt so definiert, dass es in geografischen Räumen Zeitungen aus mehreren Verlagen gibt, dann ist die Meinungsvielfalt so gut wie tot. Nur im Kanton Zürich gibt es mit den Abo-Blättern von Tamedia (*Tages-Anzeiger*, *Landbote*, *Zürichsee-Zeitung*) und mit der NZZ noch ein Duopol, in dem zwei Verlagshäuser ihre Tageszeitungen parallel anbieten. Mit etwas Wohlwollen könnte man auch die Stadt Basel noch als Duopol dazuzählen, weil dort neben der dominierenden *Basler Zeitung* auch die kleine Konkurrenz der *Basellandschaftlichen Zeitung* aus dem Verlagshaus AZ Medien etwas herumgeistert.



Nur noch zwei Verleger von Bedeutung: Peter Wanner (l.), Pietro Supino.

Sonst aber ist es ein seltsames Phänomen. In den wirtschaftlich dominanten Deutschschweizer Kantonen gibt es in der Presse praktisch keine Meinungsvielfalt durch Anbietervielfalt mehr. Es gibt sie nur noch in den ökonomisch weniger starken romanischen Regionen.

Der beste Platz für Zeitungsleser ist derzeit das Tessin. Dort bekämpfen sich drei Blätter aus drei Verlagen. Der Kampf ist heftiger denn je, nachdem die beiden Blätter *Corriere del Ticino* und *Giornale del Popolo* ihre langjährige Zusammenarbeit auf Anfang 2018 beendet haben, um sich wieder voll auf die Mütze geben zu können. Mit dem dritten Blatt im Ring, *La Regione*, ist die Südschweiz derzeit das publizistische Paradies.

Ein letztes Paradies ist auch Genf. Hier stehen sich die Tageszeitungen *Tribune de Genève* von Tamedia, *Le Temps* von Ringier und der linke *Le Courrier* gegenüber. Vergnüglich ist die Situation auch in der Randregion des Juras, wo sich das *Journal du Jura* und der *Quotidien Jurasien* lustvoll auf die Füsse treten.

Wenige Dutzend Kilometer entfernt, in der Grossregion Bern, trifft man dann wieder auf die übliche Tristesse der Deutschschweiz. Es gibt zwar zwei Tageszeitungen im Kanton, die *Berner Zeitung* und den *Bund*, aber sie sind beide von Tamedia. Beide haben dieselbe Zentralredaktion, und damit gibt es selbst in der

Bundesstadt einen einheitlichen Bundeshaus-Journalismus. Natürlich hat das alles ökonomische Gründe. Die Redaktionen werden zentralisiert, weil die Abo-Zahlen und die Anzeigenumsätze rückläufig sind.

Für die neun Deutschschweizer Zeitungen von Tamedia – von *Tages-Anzeiger* bis *Thuner Tagblatt* – gibt es für den überregionalen Teil darum nur noch eine gemeinsame Dachredaktion. Chef ist Arthur Rutishauser, zuvor Chefredaktor des *Tages-Anzeigers*.

Einzigartige Konzentration in Europa

Beim neuen Joint Venture von AZ Medien und den NZZ-Regionalzeitungen werden gar neunzehn Tageszeitungen – von *Aargauer Zeitung* bis *Appenzeller Zeitung* – künftig von einer Zentralredaktion mit dem identischen Mantel beliefert. Elf Titel des Unternehmens, im letzten Dezember gegründet, kommen von NZZ-Seite, acht von den AZ Medien. Chef ist Pascal Hollenstein, zuvor stellvertretender Chef der *NZZ am Sonntag*.

Es gibt damit in der Schweiz nur noch zwei Verleger von Bedeutung. Der eine ist Peter Wanner, der Besitzer der AZ Medien. Er kontrolliert operativ die AZ/NZZ-Gruppe und hat sich auch ein Kaufrecht auf das gesamte Unternehmen gesichert. Der andere ist Pietro Supino, der VR-Präsident von Tamedia, der mit einem riesigen Jahresgewinn von 245

Millionen Franken soeben wieder die gesamte Restbranche blamierte.

Die Zentralisierung in der Schweizer Presse-szene hat auch die wenigen verbleibenden Kleinverlage dazu getrieben, nur noch im Lokalressort eine eigene Redaktion zu unterhalten und den ganzen Rest von Politik bis Wirtschaft von externen Grossverlagen zu be-

ziehen. Titel wie *Bieler Tagblatt* und *Freiburger Nachrichten* beziehen ihre überregionalen News von Tamedia, andere wie die *Schaffhauser Nachrichten* und *Der Rheintaler* sind Kunden der AZ/NZZ-Mantelredaktion.

Im bezahlten Tagesgeschäft verbleibt als Ergänzung immerhin noch der *Blick* als einigermassen relevantes Medium. Chefredaktor

Christian Dorer ist ebenfalls einer der letzten Indianerhäuptlinge, die noch über eine eigene Redaktion gebieten. Allerdings muss er sie im Newsroom mit dem *Blick am Abend* und dem *Sonntagsblick* teilen.

Wenn man Meinungsvielfalt so definiert, dass man die Zahl der Chefredaktoren aufführt, die frei über ihre Inhalte entscheiden können, dann kommt man in der Deutschschweiz noch auf fünf Köpfe. Das sind Arthur Rutishauser von der Tamedia-Zentralredaktion, Pascal Hollenstein von der AZ/NZZ-Zentralredaktion, Markus Somm von der *Basler Zeitung*, Eric Gujer von der *Neuen Zürcher Zeitung* und Christian Dorer vom *Blick*. Alle anderen Chefredaktoren von Tageszeitungen werden ausserhalb ihres Regionalteils von Drittstellen versorgt, auf die sie kaum Einfluss haben.

Fünf Männer beherrschen das Tageszeitungsgeschäft der Deutschschweiz. Alle anderen Blätter und Chefredaktoren sind nur noch im Lokaljournalismus eigenständig tätig. Vielleicht sind es bald gar nur noch vier Männer, wenn die *Basler Zeitung* verkauft ist und dann die Oberhoheit der Zeitung an Rutishauser oder Hollenstein fällt. Ein paar wenige Männer, die über die Inhalte aller Tageszeitungen bestimmen. Eine solche Meinungskonzentration ist einzigartig in Europa.

Die Rolle der SRG

Die Konzentration löst zwei Effekte aus, und zwar einen publizistischen und einen politischen. Publizistisch führt sie dazu, dass der Stellenwert der Wochentitel in der Schweiz aussergewöhnlich hoch ist. Blätter wie *Weltwoche*, *Wochenzeitung* und *NZZ am Sonntag* haben, gemessen an ihrer vergleichsweise geringen Auflage, eine unglaublich hohe Resonanz. Sie sind ein Korrektiv zum sich verdickenden Sirup aus den zentralen Abfüllstationen der Tagespresse.

Auch die SRG, wie die «No Billag»-Debatte zeigte, profitiert von dieser Ausgangslage. Sie kann sich als Bewahrerin der Meinungsvielfalt positionieren. Es ist dies weniger ihr Verdienst als die Folge des Konzentrationsprozesses im Pressegewerbe.

Dann sind die Mantelmodelle natürlich auch eine Steilvorlage für die Politik. Die Medienpolitiker der Nation, die meisten links-grün, können einen üblen Verfall der Meinungsvielfalt beklagen, einen «Einheitsbrei», wie es etwa die Grünen-Präsidentin Regula Rytz nennt. Als Gegenrezept fordern die Politiker das, was Politiker immer fordern, also einen Eingriff des Staats in die Privatwirtschaft. Ein neues Mediengesetz samt angedachter staatlicher Medienförderung ist in Vorbereitung.

Für einmal kann man das Unbehagen der Politik verstehen. Die Schweizer Tagespresse ist tatsächlich wie ein dicker Sirup, eingekocht und konzentriert. Der Sirup ist so süss, dass er allmählich ungeniessbar wird. ○

Der Feudalismus in der Schweizer Zeitungslandschaft

Die Gebietsaufteilung funktioniert so perfekt wie im Mittelalter: Nur in den vier Kantonen Zürich, Jura, Genf und Tessin gibt es noch eine Konkurrenz mit Blättern aus verschiedenen Verlagen (schraffierte Gebiete).

Herzogtum Tamedia

Zentrale Mantelredaktion für alle Tageszeitungen der Kantone BE, FR, VD und grosser Teile von ZH, GE und JU.

- **Tages-Anzeiger**
- **Zürcher Landzeitungen** (Landbote, Zürichsee-Zeitung, Zürcher Unterländer, Zürcher Oberländer)
- **Der Bund** (BE)
- **Berner Zeitung** (mit Kopfblättern)
- **Bieler Tagblatt**
- **Freiburger Nachrichten**
- **La Liberté** (FR)
- **24 heures** (VD)
- **Tribune de Genève**
- **Journal du Jura**

Herzogtum AZ/NZZ

Zentrale Mantelredaktion für alle Tageszeitungen der Kantone AG, SO, BL, SG, TG, AI, AR, SH, LU, ZG, OW, NW, UR, SZ, GL und Teilen des Kantons ZH.

- **NZZ**¹
- **Aargauer Zeitung** (mit Kopfblättern)
- **Luzerner Zeitung** (mit Kopfblättern)
- **St. Galler Tagblatt** (mit Kopfblättern)
- **Der Rheintaler**
- **Schaffhauser Nachrichten**

¹ NZZ-Stamtblatt ist nicht Teil der AZ/NZZ-Mantelredaktion.

Grafschaft Hersant

Zentrale Mantelredaktion für alle Tageszeitungen des Kantons NE und im Unterwallis.

- **Arcinfo** (NE) (Bis 2017 L'Express und L'Impartial)
- **Le Nouvelliste** (VS)

Grafschaft Samedia

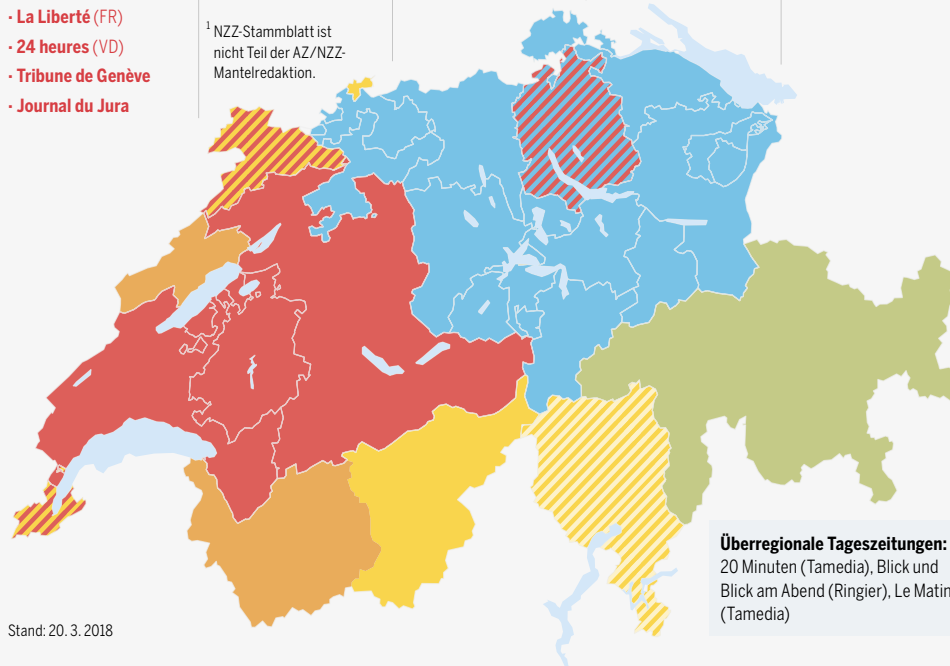
Zentrale Mantelredaktion für alle Tageszeitungen des Kantons GR.

- **Südostschweiz**
- **Bündner Tagblatt**
- **La Quotidiana**

Raubritter

Unabhängige, die bisher zu keiner zentralen Mantelredaktion gehören, in den Kantonen BS, JU, TI, GE und im Oberwallis.

- **Basler Zeitung**
- **Quotidien Jurassien**
- **La Regione** (TI)
- **Corriere del Ticino**
- **Giornale del Popolo**
- **Walliser Bote**
- **Le Temps** (GE)
- **Le Courrier** (GE)



Stand: 20. 3. 2018

Herzogtümer, Grafschaften, Raubritter

Die Schweizer Presselandschaft ist feudalistisch organisiert, sprich: Sie ist geprägt von Lehnsherren. Dominiert wird sie von den zwei Herzogtümern Tamedia, mit zwölf Tageszeitungen, und AZ/NZZ-Gruppe, mit zwanzig Tageszeitungen.

Beiden Herzogtümern haben sich kleinere Regionalverlage angeschlossen. Diese beziehen ihre Inhalte, genauso wie die firmeneigenen Titel, von den jeweiligen

Zentralredaktionen. Dann gibt es zwei mittelgrosse Grafschaften: die französische Hersant-Gruppe und die Bündner Samedia, die ihre Blätter bei überregionalen Inhalten ebenfalls aus einer Zentralredaktion beziehen.

Daneben überleben noch acht unabhängige, kleine Raubritter. Bald sind es aber nur noch sieben, falls die *Basler Zeitung* an ein Herzogtum verkauft wird.

Naoki, der kleine Schweizer Eisprinz

Er ist elf Jahre jung und einen Kopf kürzer als seine älteren Gegner. Doch Naoki Rossi hat Grosses vor – auf dem Eis und auf der Konzertbühne.
Von Thomas Renggli (Text) und Roshan Adhietty (Bild)

Kunsteisbahn Eselriet, Effretikon, an einem Montagabend. Der Ort verströmt den Charme einer Selbstbedienungstankstelle. Im Restaurant malträtiert ein Vater sein Smartphone. Eine Mutter trinkt Früchtetee. In der Vitrine wirbt ein Plakat für die samstägliche Eis-Disco. Im Foyer grenzt ein grosses Schild den Tatendrang ein: «Spielen verboten!» Auf dem Eisfeld trainieren die Juniorinnen des lokalen Eislaufklubs Pirouetten und Sprünge. Mädchenträume in Rosa, Lila und Türkis. Doch die grosse Bühne werden die Eisprinzessinnen kaum je erreichen.

Naoki Rossi ist zu früh dran. Seine Trainingszeit beginnt erst in einer halben Stunde. Der elfjährige Bub aus Zumikon nimmt an einem silbernen Metalltisch Platz. In seinen Augen leuchtet die Freude eines Kindes, das auf dem Weg zum Spielplatz ist. Doch Naoki will nicht spielen – er will laufen und springen: «Mein Lieblingssprung ist der Doppelaxel. Den Salchow und den Toeloop beherrsche ich schon dreifach», sagt er stolz. Neben ihm sitzen seine Mutter Rieko und sein Vater Enzo – gegenüber Trainer Sandor Galambos. «Naoki hat einen ausgeprägten Willen, er ist extrem fokussiert auf die Leistung», lautet die Einschätzung des Lehrers betreffend seinen begabtesten Schüler.

Die angesprochene Leistung verursachte in Naokis Kinderzimmer akuten Platzmangel. «Alles ist voller Medaillen und Pokale», erzählt seine Mutter. Der Sohn gewinnt die Wettkämpfe reihenweise – obwohl er meist gegen vier Jahre ältere Konkurrenten antritt. «Er steht auf dem Podest zuoberst, ist aber kleiner als die anderen», beschreibt der Vater die Szene. Sportlich überragt Naoki alle. Er ist Schweizer Meister in der Kategorie Jugend und bestand als jüngster Läufer den Inter-gold-Test. Einzig der Gold-Test fehlt ihm noch – was in seinem Alter aussergewöhnlich ist. Zuletzt gewann Naoki in Bozen den Alpenpokal und in Innsbruck den Tiroler Cup – jeweils mit deutlichem Vorsprung vor



Er will laufen, er will springen: Naoki Rossi.

dem Zweitklassierten. Zu den ersten Gratulanten gehörte Stéphane Lambiel: «Weiter so», gab der zweifache Weltmeister seinem

«Wenn er eislaufen, tanzen und musizieren kann, ist das für ihn Spass und Erfüllung.»

jugendlichen Kollegen mit auf den Weg. Naoki hat zwei Vorbilder: «Stéphane Lambiel in der Schweiz und Shoma Uno in Japan.» Japan. Für Naoki ist das Land die zweite Hei-

mat. Seine Mutter stammt von dort. Die Sprache spricht er fließend. Die Sommerferien verbringt er jeweils in einem Trainingscamp in Japan. «Dort ist das Niveau höher und die Konkurrenzsituation grösser», sagt seine Mutter. Grösser sind in Japan auch Leistungsdruck, die Intensität des Bildungswettbewerbs und die elterliche Bereitschaft, die Kinder schon in jungen Jahren zu fördern. Gemäss einer internationalen Studie schlafen Kinder nirgends weniger als im Land der aufgehenden Sonne.

«Überall zu Hause»

In der Schweiz übt Naoki sechs- bis siebenmal pro Woche auf dem Eis. Aufgrund der beschränkten Eishallkapazitäten chauffiert ihn die Mutter von Kunsteisbahn zu Kunsteisbahn: nach Effretikon, Wetzikon, Bäretswil, Winterthur und Frauenfeld. «Wir sind überall zu Hause, aber nirgends richtig», sagt Trainer Galambos. Der Schweizer mit ungarischen Wurzeln ist vor allem für die technische und läuferische Ausbildung des Schülers verantwortlich. Das Team wird durch den russischen Eislauflehrer Alexei Pospelov komplettiert. Der trainiert mit Rossi die neuen Sprünge an der Longe – einem Hilfsgerät, mit dem der Läufer in die Luft gehoben und stabilisiert wird. «Es nimmt die Angst vor dem Sturz», erklärt Mutter Rieko.

Getragen wird ihr Sohn aber vor allem auch von seinem bemerkens-

werten Gefühl fürs Schlittschuhlaufen und dem Einklang mit der Musik. Denise Biellmann, Weltmeisterin von 1981 und erfolgreichste Schweizer Eiskunstläuferin der Neuzeit, ist fasziniert von Naokis künstlerischer Inspiration: «Naoki besitzt ein ausgeprägtes Gespür für die Musik. Seine Interpretationen sind erstklassig.»

Diese Gabe kommt nicht von ungefähr. Denn der elegante Läufer ist auch ein aussergewöhnlich talentierter Geigenspieler. Im Alter von fünf Jahren luchste er der Babysitterin erstmals die Violine ab. Seither hat er es mit diesem Inst-

rument schon so weit gebracht, dass er ans Zürcher Konservatorium aufgenommen wurde. Eine Stunde pro Tag übt Naoki zu Hause. «Mein Lieblingskomponist ist Chopin», sagt er – und blickt fragend zur Mutter, ob er den Namen richtig ausgesprochen hat.

Eiskunstlaufen. Geigespielen. Eine Kindheit zwischen Leistungssport und klassischer Musik: Für Aussenstehende stellt sich unweigerlich die Frage nach dem Wohl des Kindes. Wird da nicht der unbeschwerte Teil des Lebens für einen Traum geopfert, der (vielleicht) nie in Erfüllung gehen wird? Die Eltern sehen sich oft mit dieser Skepsis konfrontiert – und weisen sie von sich: «Naoki erlebt eine glückliche Kindheit. Wenn er eislaufen, tanzen und musizieren kann, ist das für ihn Spass und Erfüllung.» In diesen Momenten vermisse er es nicht, dass er nicht mit Gleichaltrigen spielen könne, so die elterliche Einschätzung. Naoki nickt, schaut zu seiner Mutter und nimmt einen Schluck Wasser aus einer roten Plastikflasche: «Ich brauche keine Freunde», sagt er leise. Sein Vater relativiert: «Wenn Naoki mit den Nachbarskindern herumtollt, ist er wie ein gewöhnlicher Bub. Dann kann er ganz Kind sein. Das ist uns wichtig.» Auf dem Eis oder auf der Bühne ist es damit aber vorbei: «Dann verwandelt sich sein Gesichtsausdruck. Naoki wirkt dann extrem konzentriert», sagt sein Vater.

Was den Zuhörer nachdenklich stimmt,

wird von Denise Biellmann relativiert: «Bei mir war das ähnlich. Als Kind wollte ich nur aufs Eis – trainieren, trainieren, trainieren. Oft war es meine Mutter, die mich zurückhalten musste. Wenn man ein Kind zwingen muss, kommt es nie gut.» In Japan, Russland oder den USA wären Naoki Rossis Trainingspensum und Lebensstil kaum eine Diskussion wert. In der Schweiz dagegen begegnet man dem Aussergewöhnlichen oft mit Zurückhaltung – auch in finanzieller Hinsicht: «Wir erhalten weder vom Verband noch von einer anderen Institution Unterstützung», sagt Mutter Rieko. Das Hobby ihres Sohnes kostet die Eltern einen fünfstelligen Betrag pro Jahr. Umso wertvoller ist das Entgegenkommen der Schule Juch in Zumikon. Dort drücken die Lehrer auch mal ein Auge zu, wenn Naoki öfter fehlt als seine Kollegen. Ob das Eislaufen für Naoki je zum Beruf wird, ist trotz des Talents schwer absehbar. Jene Schweizer/-innen, die von diesem Sport leben



Gespür für die Musik.

Zu den ersten Gratulanten gehörte Stéphane Lambiel: «Weiter so.»

konnten, lassen sich an einer Hand abzählen. Denise Biellmann stellt Naoki eine vorsichtig positive Prognose: «Naoki hat Potenzial. Er fällt durch seine Beweglichkeit sofort auf. Wenn er in den nächsten Jahren bei den Sprüngen zulegen kann, sieht es gut für ihn aus.» Biellmann selber beherrschte mit zwölf alle fünf Dreifachsprünge. Oliver Höner, in den 1980er Jahren überragender Läufer der Schweiz und mit elf nationalen Titeln Rekordmeister, sieht es ähnlich: «Bei Naoki ist Talent vorhanden. Die Bewegungsabläufe sind gut.» Auf eine Prognose will sich der Erfinder von «Art on Ice» aber nicht einlassen: «Es kommt auf die nächsten Jahre an.»

So oder so muss sich Naoki Rossi wohl früher oder später zwischen der Musik und dem Sport entscheiden. Was macht er lieber? Auf diese Frage antwortet er mit kindlicher Spontaneität und in erhöhter Lautstärke: «Eislaufen». Dazu passt auch sein Geburtstagswunsch: ein Paar neue Schlittschuhe. ○

Kontradiktorische Veranstaltung

Die Schweiz und die EU Wie weiter?



Lukas Wegmüller

Generalsekretär Nebs



Roger Köppel

Nationalrat/Verleger

Mit anschliessender Diskussion. Moderation: Urs. M. Hemm, Toggenburger Tagblatt

Dienstag, 27. März 2018, 20.00 Uhr
(Türöffnung: 19.00 Uhr)

Restaurant Thurpark, Volkshausstrasse 23, 9630 Wattwil

Das Restaurant Thurpark liegt 5 Gehminuten vom Bahnhof entfernt.
Öffentliche Parkplätze direkt beim Restaurant Thurpark vorhanden.

Die SVP Wattwil freut sich auf Ihren Besuch.



Tut Mark Schneider Nestlé gut?

Seit rund einem Jahr ist der vorherige Fresenius-Chef Mark Schneider Konzernchef von Nestlé. Die Investoren warten ungeduldig auf erste grosse Taten. Sie kommen.

Von Beat Gygi

Mark Schneider muss zwei Temperamente verkörpern: den Stürmer und den Verteidiger – oder den Jäger und den Ackerbauer. Als Chef des Schweizer Nahrungsmittelkonzerns Nestlé steht er seit Anfang 2017 einem Anleger- und Medienpublikum gegenüber, das von ihm früher oder später Verkaufsaktionen und zugleich eine Einkaufstour erwartet. Einen solchen Umbau mit dem Abstossen bestimmter Geschäfte und dem Hereinnehmen neuer Firmen sehen viele Beobachter als beste Chance, endlich wieder Wachstum und Aufbruch in den Schweizer Traditionskonzern zu bringen. Einige sehen das sogar als notwendig an, um zu verhindern, dass Nestlé plötzlich als Übernahmekandidat gilt.

Dass der heute 52-jährige Schneider von aussen kam, macht das Ganze noch dramatischer. Seit 1922 war es nicht mehr vorgekommen, dass ein Externer zum operativen Chef von Nestlé gewählt wurde, jahrzehntelang war die interne Nachfolge Tradition, bis der Verwaltungsrat unter Präsident Peter Brabeck Mitte 2016 mit Schneiders Wahl zum Nachfolger von Paul Bulcke Aufsehen erregte. Schneider kommt von der deutschen Fresenius-Gruppe, die sich vor gut hundert Jahren aus einer Frankfurter Apotheke zu entwickeln begann und heute als Gesundheitsdienstleister international präsent ist, unter anderem durch Fresenius Medical Care mit Dialysesystemen sowie als grösster privater Krankenhausbetreiber Deutschlands.

Erstklassige Ausgangslage

Es war nicht das erste Mal, dass Schneider in die Schweiz kam, vieles kennt er da seit langem. «Die Schweiz ist ein hervorragender Wirtschaftsstandort», sagt er, «Ich kenne das Land seit meinem Studium in St. Gallen.» Und Nestlé sei seit über 150 Jahren da verwurzelt, das Land habe dem Unternehmen die Rahmenbedingungen geboten, um erfolgreich zu sein und zu wachsen. Besonders wichtig seien Berechenbarkeit und hochqualifizierte Arbeitskräfte. Nach Wirtschaftsstudium und Doktorat an der Universität St. Gallen ging Schneider nach Harvard, nachdem er ein dafür notwendiges Praktikum beim deutschen Unternehmen Haniel absolviert hatte. Sein wirklicher Business-Start war dann bei Fresenius, wo er bald einmal, im Alter von 38 Jahren, vom Finanzchef zum Konzernchef aufstieg, dies im Jahr 2003, mitten in der Börsenbaisse und Rezession aufgrund der geplatzten Internetblase – aus damaliger Sicht war das eine rabenschwarze Situation, im Rückblick heute eine erstklas-



Kleines scharfes Licht: Nestlé-Chef Schneider.

sige Ausgangslage für einen Superhöhenflug im anschliessenden, langen Aufschwung an den Märkten und an der Börse.

Seine dreizehn Jahre als Konzernchef bei Fresenius zeugen einerseits von Ausdauer und Kontinuität, andererseits war das eine Art Hochgeschwindigkeitsphase, in der er unter anderem mit Hilfe von grossen Firmenübernahmen den Umsatz vervierfacht und den Gewinn des Unternehmens mehr als verzehnfacht hat. Fresenius wurde zur Wachstumsmaschine. Die von Schneider – damals nannte er sich Ulf Mark, heute Mark – verantworteten Firmenkäufe waren erfolgreich, was sich positiv abhebt von den allgemeinen Erfahrungen an Märkten.

Welch ein Kontrast: Nestlé ist in den vergangenen vier, fünf Jahren enttäuschend langsam

gewachsen, früher gesteckte Ziele und Versprechen der Konzernführung wurden immer wieder verfehlt, die Rendite auf dem eingesetzten Kapital ist auf so magere Werte gesunken, dass man feststellen musste: Mit dem Geld, das man in Nestlé steckt, wird nicht mehr wirklich viel Wert geschaffen; die riesige Maschine läuft offenbar mit zu hohen Betriebskosten oder produziert nicht ganz das, was am Markt besonders gut ankommt. Mit Schneiders Antritt, so die Hoffnung innerhalb und ausserhalb des Unternehmens, soll sich das ändern.

Bei der kürzlich erfolgten Vorstellung der Jahresrechnung 2017 ist allerdings auch klar geworden, dass sich ein Koloss wie Nestlé nicht so einfach vorwärtsschubsen lässt. Zum einen ist Nestlé mit rund 90 Milliarden Jahresumsatz

etwa dreimal so gross wie Fresenius, zum andern und vor allem: Schneider kann nicht einfach nur als Jäger und Stürmer kommen. In seinem ersten Jahr als Konzernchef konnte seine Equipe das Tempo jedenfalls nicht erhöhen – im Gegenteil, das Umsatzwachstum aus innerer Kraft fiel mit einem Plus von 1,6 Prozent gegenüber dem Vorjahr schwächer aus als noch bis im Herbst erwartet, weil die Geschäfte vor Jahresende über Erwarten flau waren.

Nun macht sich unter Investoren allmählich Ungeduld bemerkbar. Wiederholt wollten Finanzanalysten kürzlich bei der Präsentation der Rechnung 2017 von Schneider wissen, wie es nun mit den grossen Schritten nach vorne aussehe. Fresenius, so eine Wortmeldung, habe er doch durch zahlreiche Käufe und Fusionen massiv umgebaut, jetzt aber habe er bei der Präsentation der Lage von Nestlé durchblicken lassen, dass es diesmal nicht so laufe. Da schaltete Schneider in seinem Blick sozusagen ein kleines scharfes Licht an, fast eine Art Laserstrahl, und sagte, dass bisweilen übersehen werde, was da neben dem Kaufen und Verkaufen noch alles an Veränderungen erfolgt sei. Schauen man das innere Wachstum und die Margen an, müsse man sagen, Fresenius sei eine schlanke, zähe Kampfmaschine gewesen, darauf sei er stolz. Aber er habe als Fresenius-Chef doch viele Käufe und Verkäufe getätigt, kam die Entgegnung. Ja, meinte Schneider, das sei dann zur ganzen andern Arbeit hinzugekommen, und auch darauf sei er stolz.

Bewegungsbereit

Diese Szene sagt wahrscheinlich viel aus über das, was man bei Nestlé von ihm erwarten kann: viel harte Arbeit, ergänzt mit geschickten Verkäufen und Zukäufen sowie scharfem Verstand. Auch wenn Schneider bei seiner Darlegung sehr bestimmt wirkte – der Eindruck von Überheblichkeit kam nicht auf. Er wirkt in seinem Auftritt von Körperhaltung und Formulierungen her konzentriert und aufmerksam – und unwillkürlich erhält man das Gefühl, dass sich sehr gut vorbereiten müsse, wer ihm ein Geschäft verkaufen oder abkaufen möchte. Er hat es schon bewiesen. Eine von Schneiders grösseren Transaktionen bei Nestlé war der Verkauf des amerikanischen Süsswarengeschäfts an Ferrero. Preisschätzungen von Marktbeobachtern hatten zuerst weit unter zwei Milliarden Dollar gelegen, am Schluss erhielt Nestlé von Ferrero 2,8 Milliarden Dollar.

Nach der Einschätzung von Alain Oberhuber vom Broker Mainfirst Schweiz in Zürich,

Finanzanalyst und langjähriger Beobachter von Nestlé, ist Schneider eine ideale Besetzung. Er hält Schneider für treffsicher und rasch in der Analyse von Problemen, zudem spreche er die Sprache der Investoren, so dass man sich auf Seiten des Anlegerpublikums ziemlich rasch ein Bild von den wahrscheinlichen nächsten Bewegungen der Konzernführung machen könne. Bemerkenswert sei auch, wie schnell Schneider offensichtlich das Nestlé-Topmanagement weitgehend auf seine Linie gebracht habe. Und auch wenn er nach seiner Ankunft als Chef noch zugewartet habe – Schneider werde in den nächsten Jahren wahrscheinlich ziemlich schnell den Konzernumbau durch Verkaufen und Kaufen von Firmen an die Hand nehmen.

Etwa ein Zehntel des Firmenportefeuilles sollte nach Oberhubers Einschätzung ausgetauscht werden, um wieder zu Wachstum und Ertragskraft zu kommen. Seiner Ansicht nach stehen als Verkaufskandidaten die Glace-Geschäfte in den USA sowie Tiefkühl- und Pizzen-Marken im Vordergrund. Zudem werde Nestlé auch etliche Gemeinschaftsunternehmen mit externen Partnern unter die Lupe nehmen müssen, und irgendwann in fernerer Zukunft dürftewohl der Verkauf des Nestlé-Anteils von 23 Prozent am Kosmetikkonzern L'Oréal zum Thema werden. Die Zukäufe dürften aus Oberhubers Sicht nach den Verkäufen erfolgen, da eine solche zeitliche Staffelung in der heuti-

gen Zeit der hohen Börsenbewertungen sinnvoll erscheine. Im Markt wird weitherum erwartet, dass Schneider beim Zukaufen forciert in medizinische Ernährung und Hautpflege investieren wird, um die unterdurchschnittliche Rendite des Konzerns zu erhöhen.

Schneider, deutscher Staatsbürger mit zusätzlichem amerikanischem Pass, tritt sehr nüchtern und bewegungsbereit auf – und nicht als Manager, der seine unternehmerischen Entscheide mit Beigaben aus der Nachhaltigkeitsprache versüsst oder mit

wissenschaftlichen Zusatzklärungen verziert, wie dies früher im Konzern eher Mode war. Die Frage steht natürlich im Raum, wie er sich mit seinem Vorgänger und heutigen Verwaltungsratspräsidenten Paul Bulcke versteht. Immerhin bedeutet der Umbau, den Schneider angeht, eine Korrektur an Bulckes Konstruktionen. Vieles deutet zurzeit darauf hin, dass Bulcke vor allem daran interessiert ist, Präsident eines Konzerns zu sein, der wieder in Fahrt kommt, und er Schneider deshalb schätzt. ○



Nestlé-Präsident Paul Bulcke.

Der Umbau bedeutet eine Korrektur an Bulckes Konstruktionen.

Politik

Das Kapital

Rainer Zitelmann hat ein verzweifertes Plädoyer für die Marktwirtschaft geschrieben.

In seinem Leben hat Rainer Zitelmann die beiden Extreme ausgekostet. Einst war er glühender Maoist, später gelangte er als gewiefter Immobilienunternehmer zu Wohlstand und kapitalistischen Vorstellungen.

Das 360-Grad-Spektrum seiner politischen Lebenserfahrung erweist sich als Glücksfall für das Buch. Anhand anschaulicher Spiegelbilder setzt der Autor den Gegensatz von Kapitalismus und Sozialismus in Szene: Nordkorea vs. Südkorea; die DDR im Vergleich zu Westdeutschland; das kapitalistische Chile als Gegenmodell zum chavistischen Venezuela; das bitterarme China aus dem Zeitalter der maoistischen Kulturrevolution gegen den relativen Wohlstand im heutigen, teilweise liberalisierten China.

Auf seiner Zeit- und Weltreise lässt Zitelmann die Fakten für sich sprechen: Die Marktwirtschaft schafft Wohlstand, der Sozialismus Elend. Zitelmann argumentiert sorgfältig. Seine Beispiele sind gut recherchiert und mit Fakten und Anekdoten untermauert.

Im Buch schwingt die Verzweiflung des Autors mit, dass in seiner Heimat Deutschland und anderswo im Westen die Gretchenfrage «Kapitalismus oder Sozialismus?» immer weniger Gemüter die bewegt. Wir leben, so Zitelmanns Analyse, in einer Welt, die wir für kapitalistisch halten, die aber in Tat und Wahrheit in vielerlei Hinsicht einer sozialistischen Planwirtschaft ähnelt: Durch Besteuerung und Regulierung kommandiert der Staat faktisch grosse Bereiche der Wirtschaft. Zitelmann möchte erreichen, dass auf dem politischen Kompass wenigstens die beiden Himmelsrichtungen wieder richtig angeschrieben sind.

Dafür ist es höchste Zeit: In Angela Merkels Wirtschaftspolitik vermag kaum noch jemand das marktwirtschaftliche Erbe Konrad Adenauers und Ludwig Erhards zu erkennen. Und in der Euro-Zone richtet Mario Draghi durch die grossflächige Übernahme der Schulden von Staaten und Firmen ein heilloses Durcheinander aus (verzerrten) Märkten und Sozialismus an. Zitelmanns Buchtitel «Kapitalismus ist nicht das Problem, sondern die Lösung» ist eine provokante Leseinladung an jene, die die Orientierung verloren haben. Florian Schwab



Rainer Zitelmann: Kapitalismus ist nicht das Problem, sondern die Lösung. Finanzbuch Verlag. 288 S., Fr. 36.90

Superstar Schweizer Uhr

Internationale Prominenz aus Sport, Film und Kultur wirbt für die grossen Schweizer Uhrenmarken. Eine Galerie der interessantesten Partnerschaften. *Von Florian Schwab*

Wenn berühmte Sportlerinnen oder Schauspieler gesellschaftliches Parkett betreten, wird genau registriert, was am Handgelenk funkelt. Entsprechend gibt es kaum eine Schweizer Uhrenmarke, die nicht auf prominente Markenbotschafter setzt. Mit einer grossen Ausnahme: Patek Philippe. Laut Thierry Stern, dem Präsidenten des Unternehmens, setzt man hier auf eine Kundschaft, die eine Uhr als Folge einer «persönlichen, wohlüberdachten Entscheidung» kauft.

Für Marketingexperten funktioniert sogenanntes Celebrity-Marketing vor allem dann, wenn es gelingt, gewisse Eigenschaften des Markenbotschafters mit dem Produkt in eine Beziehung zu setzen. Die britische Neuropsychologin Gemma Calvert untersucht, wie das menschliche Gehirn auf Marketingreize reagiert. Sie verweist auf Forschungsergebnisse, wonach die Abbildung eines Produkts gemeinsam mit einer Person, der man eine grosse Autorität beimisst, zu einem «anhaltenden positiven Effekt auf die Wahrnehmung des Objekts in unserem Gedächtnis» führe.

Wie machen sich Schweizer Uhrenmarken diesen Effekt zunutze? Fünfzehn führende Marken und ihre Botschafter:

1 — Cindy Crawford für Omega

Mit Omega ist Cindy Crawford schon seit 1995 zusammen – drei Jahre länger als mit ihrem Mann. Die lange Partnerschaft, damals vom heutigen Hublot-Chef Jean-Claude Biver eingefädelt, gilt als Goldstandard im Uhrenmarketing. Laut der *New York Times* hatte sie wesentli-

Die schöne Schauspielerin brachte beim Luxushersteller Glanz und Gloria zurück.

chen Anteil an der «Wiedergeburt» der Marke Omega, nachdem diese in den 1970er Jahren auf elektrische Quarzuhren gesetzt und damit ihr Image als Luxushersteller von mechanischen Uhren fast irreparabel beschädigt hatte. Die schöne Schauspielerin brachte Glanz und Gloria zurück. Beim 20-Jahr-Jubiläum der Partnerschaft sagte Omega-Chef Stephen Urquhart, Crawford sei «entscheidend» für die Etablierung der Uhrenmarke in der Modewelt gewesen. Ein Ende der Saga ist nicht in Sicht: Letzten Oktober kündigte Omega an, dass neu auch Crawfords Kinder, Presley und Kaia Gerber, als Markenbotschafter tätig werden.

2 — Roger Federer für Rolex

Rolex hat einen Ruf wie Donnerhall. Besonders in der liebsten Sportart der Schönen und Reichen, dem Tennis. Seit 1978 ist die Bieler Uhrenmarke der offizielle Zeitgeber des Wimbledon-Turniers. Und seit 2001 wirbt Rolex mit Superstar Roger Federer. «Seine Stilsicherheit, Hingabe und Grosszügigkeit unterstreichen seine Grösse und reihen sich ideal in das Streben nach Exzellenz von Rolex ein», heisst es zur Begründung. Und auch in Federers Sponsoring-Philosophie passt Rolex hervorragend: Federer will nur wenige Sponsoren, die zu ihm passen und ihn nicht vom Tennis ablenken.

3 — John Travolta für Breitling

Breitling ist der Inbegriff der kraftstrotzenden, männlichen Fliegeruhr. Dafür kann man sich keinen besseren Botschafter vorstellen als den US-Schauspieler John Travolta. Denn Travolta sieht nicht nur fantastisch aus, er ist auch ein begeisterter Pilot mit der Lizenz für Jumbojets. Sein Haus in der Nähe von Ocala, Florida, hat eine rund zwei Kilometer lange Start- und Landebahn.

4 — Usain Bolt für Hublot

Der Sprint-Star aus Jamaika steht seit 2010 bei Hublot unter Vertrag. Es sei «höchst symbolisch» für einen Uhrenhersteller, eines seiner Modelle am Arm «des schnellsten Mannes der Welt» zu sehen, sagte Jean-Claude Biver, als die Partnerschaft angekündigt wurde.

5 — Andre Agassi und Steffi Graf für Longines

Seit 2007 steht Andre Agassi, seit 2008 seine Ehefrau Steffi Graf bei Longines unter Vertrag. Die Uhrenmarke stellt den Begriff der Eleganz ins Zentrum ihrer Philosophie. Und die Eleganz kann man dem Tennis-Traum-paar im Ruhestand nun wirklich nicht absprechen.

6 — Lisa Ray für Rado

Bei seinen Markenbotschaftern setzt Rado gezielt auf aufstrebende Länder. So hat das Unternehmen mit Lisa Ray und Hrithik Roshan gerade zwei indische Bollywood-Stars als Aushängeschilder verpflichtet. In sogenannten Emerging Markets ist Celebrity-Marketing besonders attraktiv, weil dort neue, sehr kaufkräftige Schichten entstanden sind, die aber stilistisch noch wenig gefestigt sind.



Kein Ende in Sicht: Cindy Crawford (2. v. r.) mit



Rasende Präzision: Tom Lüthi.

7 — Tom Lüthi für Tissot

Bereits zehn Jahre lang repräsentiert der Schweizer Motorradrennfahrer Thomas Lüthi die Markenwerte von Tissot: «Tissot und ich haben etwas gemeinsam, nämlich Präzision!», lässt sich Lüthi zitieren.

8 — Rihanna für Chopard

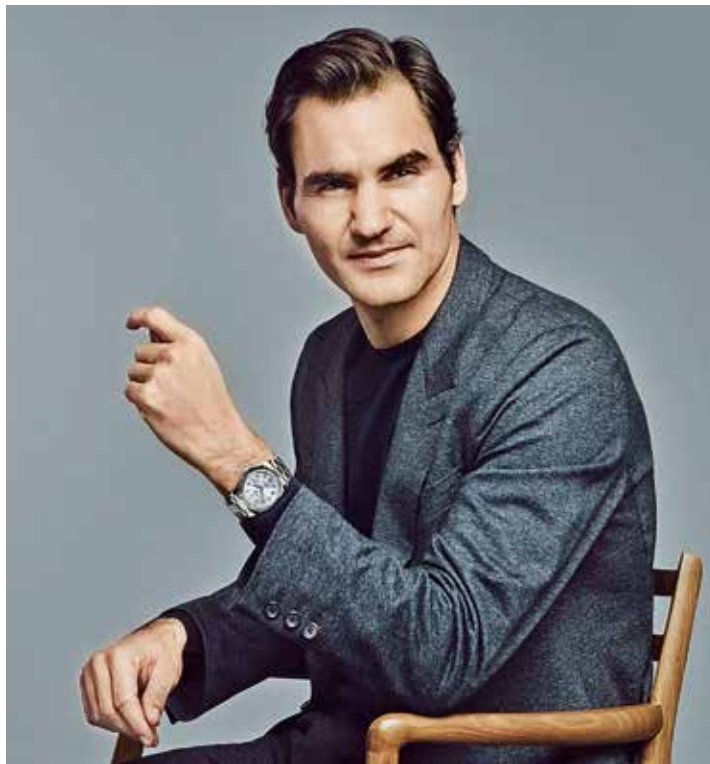
Letztes Jahr designte Rihanna für Chopard eine eigene Schmuckkollektion. Die amerikanische Popikone gilt als «most marketable celebrity» in den USA. Für die Schweizer Schmuck- und Uhrenfirma ist die «Queen» das Eintrittsticket in die Stratosphäre der Topmarken.

9 — Bradley Cooper für IWC

Laut der Schaffhauser Uhrenmarke gab es in der Geschichte des Unternehmens «noch nie eine so gross angelegte» Kampagne mit einem einzelnen Markenbotschafter. Der Schauspie-



Familie.



Streben nach Exzellenz: Roger Federer.



«Höchst symbolisch»: Usain Bolt.



Zeit für Bollywood: Lisa Ray.



In höheren Sphären: Rihanna.



Marketing-Coup: J. Balvin.



Liebe zum Detail: Li Bingbing.

ler und «Sexiest Man Alive» von 2011 hat sich Anfang Jahr von IWC verpflichten lassen.

10 — Benedict Cumberbatch für Jaeger-LeCoultre

Im Kinofilm «Doctor Strange» spielt Benedict Cumberbatch den Superhelden. Dabei prangt eine Master Ultra Thin Perpetual aus dem Hause Jaeger-LeCoultre an seinem Arm. Die Zusammenarbeit wird fortgesetzt: «Er steht für den eleganten und aktiven Mann von heute», freut sich die Marketingabteilung.

11 — J. Balvin für Tag Heuer

Es war ein Coup von Tag Heuer: Die Marke hatte Anfang 2017 den kolumbianischen Sänger J. Balvin verpflichtet, noch bevor dieser mit «Mi gente» einen Welthit landete. Laut Tag Heuer geht es darum, «mit ihm eine spannende neue Beziehung zu Lateinameri-

ka aufzubauen, einem unserer wichtigsten Märkte und Heimat vieler junger und fachkundiger Uhrenliebhaber».

12 — Li Bingbing für Carl F. Bucherer

Während sich andere Schweizer Uhrenmarken an China die Finger verbrannt haben, expandiert Carl F. Bucherer in den Riesenmarkt. Vor zwei Jahren hat das Unternehmen seine erste globale Markenbotschafterin präsentiert, die auch in Hollywood erfolgreiche chinesische Schauspielerinnen Li Bingbing. An Bucherer schätze sie «Innovation und erlesenen Luxus, zeitlose Eleganz und Liebe zum Detail und zu den Materialien», so die schöne Chinesin.

13 — Romain Grosjean für Richard Mille

Mit dem Rennsport ist Richard Mille seit langem verbunden. Sinnbildlich dafür steht die

Partnerschaft mit Romain Grosjean, dem höchst erfolgreichen Formel-1-Piloten, der für das Team Haas fährt.

14 — David Beckham für Tudor

An der Baselworld 2017 kündigte Tudor den englischen Fußballstar David Beckham als «Ambassador» an. Als «einer der am härtesten arbeitenden Spieler in der Fußballgeschichte» verkörpere er das Markenmotto «Born to dare» (geboren, um zu wagen).

15 — LeBron James für Audemars Piguet

Das Uhrenmodell, das Audemars Piguet seinem Markenbotschafter LeBron James gewidmet hat, soll «keine reine Testosteron-Übung» sein, sondern die physische Kraft und Vollkommenheit des Basketball-Stars vermitteln. ○



Auch im Jenseits für sein Volk verantwortlich: Hassanal Bolkiah Mu'izzadin Waddaulah.

Reicher, frommer Lebemann

Einst verprasste er Milliarden und durchkämmte die Welt nach Nachschub für seinen Harem. Heute gibt sich der Sultan von Brunei gläubig. Seinem Land hat er die strikteste Form des Islam verordnet. Die künftige First Lady kommt aus der Schweiz. *Von Sophie Mühlmann*

Als Hassanal Bolkiah Mu'izzadin Waddaulah, der Sultan von Brunei, am 30. April 2014 vor die Fernsehkameras trat, um die Einführung der Scharia zu verkünden, sprach ein schwächlicher, fast asketisch wirkender Mann zu seinem Volk. Er redete mit ruhiger Stimme, die Stirn gestreng gerunzelt. Keine Spur von Pomp, kein Glanz. Der Herrscher mit dem akkurat gestutzten Bart war schlicht gekleidet in den schmucklosen hellblauen Kittel der Männer seines Volkes, auf dem Kopf trug er die traditionelle Kopiah, eine schwarze Filzmütze, geformt wie ein Kegelmantel und ein Symbol für den frommen Muslim in Südostasien.

Dieser Hassanal Bolkiah erinnerte nicht an den Lebemann, der Protz und Prunk liebte. Früher warf er mit seinen Milliarden um sich

wie ein Faschingsprinz mit Bonbons. Heute gibt er sich als frommer Tugendwart, der sein Land in das drakonische Regelwerk des Islam zwang: Dies ist die wahre Geschichte eines mächtigen Mannes – und eines mächtigen Sinneswandels.

Grösste Rolls-Royce-Sammlung

Hassanal Bolkiahs Leben liest sich wie ein Märchen. Unermessliche Schätze, habgierige Höflinge, schöne Frauen und schnelle Flitzer – so begann des Sultans Herrschaft. Sein Königreich ist winzig, an einem Zipfel von Borneo gelegen, kleiner als Graubünden und mit kaum mehr Einwohnern als Zürich – einst ein unbedeutendes, moskitoverseuchtes Protektorat der Briten in Südostasien. Bis man vor knapp neunzig Jahren Öl und Gas entdeckte.

Plötzlich wurde Brunei ein wichtiger Punkt auf den Landkarten der Welt.

Dem kleinen Reich geht es gut: Kein Einwohner zahlt Steuern oder Sozialabgaben, das Gesundheits- und das Bildungssystem sind gratis, und ein Liter Benzin kostet weniger als eine Flasche Mineralwasser. Mit dem Reichtum wurde auch der Herrscher von Brunei bedeutend. Hassanal Bolkiah Mu'izzadin Waddaulah (seine restlichen Namen würden den Platz sprengen) ist einer der letzten absoluten Monarchen dieser Erde und der 29. in einer langen Dynastie. Er hat sein Land in die Unabhängigkeit geführt: Seit 1984 ist Brunei ein eigenständiger Staat. Nur drei Jahre später war er der reichste Mann der Welt.

Damals war er 41 Jahre alt – und er hatte offenbar nicht gelernt, mit so viel Geld um-

zugehen. Brunei wurde zum Magneten für Glücksritter, denn der Sultan gab seine Öldollars mit beiden Händen aus: eine Flotte von teuren Luxuswagen, Privatjets mit Waschbecken aus Gold, Juwelen und Gemälde alter Meister. Hassanal Bolkiah brauchte nicht einen Ferrari, sondern gleich Tausende, nicht einen Jet, sondern siebzehn – alles für den Hausgebrauch. Seine persönliche Rolls-Royce-Kollektion ist die umfangreichste der Erde. Ein Wagen ist mit 24-karätigem Gold überzogen.

Der Monarch kaufte sich Immobilien wie Monopoly-Häuschen. Er besitzt die elegantesten Hotels der Welt, dazu Immobilien in den USA, in Grossbritannien und überall in Südostasien. Seine Rinderfarm in Australien ist grösser als sein Königreich. Der Herrscher lebte ein Leben in Saus und Braus.

In jenen Jahren war Hassanal Stammgast in den eleganten britischen Casinos. Plötzlich hatte er viele Freunde – kein Wunder: Er finanzierte anderen ihre Träume und ihre windigen Geschäfte. Auf sein Konto ging der Aufstieg mancher Moguln jener Jahre: Mit seinem Startkapital kam der saudische Wafenhändler Adnan Khashoggi ebenso ins Geschäft wie der ägyptische Unternehmer Mohammed al-Fayed. Dem hatte er das nötige Kleingeld zum Kauf des Londoner Warenhauses Harrods zugesteckt.

Ehe mit der Cousine

Er prasste und feierte. Früher ganz offen, heute im Geheimen, sagt man hinter vorgehaltener Hand und spricht von Heuchelei. Aber bis dato ist es in Brunei ein Verbrechen, den Sultan und seine Familie zu kritisieren – oder auch nur zu diskutieren, wie die Hoheiten ihr Geld ausgeben.

Aber wir wollen nicht vorgreifen. Hadschi Hassanal Bolkiah wurde am 15. Juli 1946 in der Hauptstadt Brunei City, dem heutigen Bandar Seri Begawan, geboren. Er war der älteste Sohn des Sultans Hadschi Omar Ali Saifuddin – und damit der Thronfolger. Entsprechend wurde der Junge zunächst von Privatlehrern erzogen, bis er seine Ausbildung als Kadett an der briti-

Wäre es nach dem Sultan gegangen, wäre Brunei ein Protektorat geblieben.

schen Sandhurst-Militärakademie fortsetzte. Mit neunzehn heiratete er seine Cousine Pengiran Anak Saleha – seine Erstfrau. Es war eine arrangierte Ehe: Seit Jahrhunderten hatten die Herrscher ihre Cousinen gehehlicht.

Als sein Vater abdankte, wurde Hassanal zurück in die Heimat gerufen, um den Thron zu besteigen. Er galt als Playboy und war offenbar nicht begeistert, wurde aber am 5. Oktober 1967 zum Sultan ernannt und knapp zehn Monate später gekrönt.

Schweizer Märchenprinzessin



Freiburger Wurzeln: Sarah Salleh, Kronprinz.

Es war wohl Liebe auf den ersten Blick. Bruneis Kronprinz Haji Al-Muhtadee Billah war schon 31 Jahre alt – und noch immer Junggeselle. Bis er 2004 eine Schule besichtigte und sich dort in die damals 17-jährige Sarah Salleh verliebte, die Tochter einer Schweizerin aus Freiburg. Das Treffen war offenbar arrangiert – die beiden sollten sich begegnen, denn der Kronprinz hatte sich geweigert, der Tradition zu folgen und eine direkte Cousine zu ehelichen.

Sarahs Vater ist Beamter und ein weitläufiger Verwandter des Königshauses. Er ist allerdings so weit entfernt, dass Sarah trotzdem als Bürgerliche gilt. Ihre Mutter Suzanne, geborene Aeby, arbeitete als

Sein Vater war ein gläubiger Muslim. Er wollte sein Land vor dem Kommunismus und vor britischen Versuchen schützen, dem Land mehr Demokratie aufzuzwingen. Obwohl sein Sohn nun das Zepter in der Hand hatte, regierte er hinter den Kulissen weiter – sehr zum Kummer des lebensfrohen Sohnes.

Denn man war sich oft nicht einig. Besonders, als Hassanal Bolkiah 1981 eine Bürgerliche zur zweiten Frau nahm, die Stewardess Mariam Bell. Damals lieferten sich Vater und Sohn einen öffentlichen Disput über Radio Television Brunei, aus dem der Junior aber siegreich hervorging: Armee und Polizei erklärten ihm ihre Treue.

Wäre es nach ihm gegangen, wäre Brunei ein britisches Protektorat geblieben, doch die Briten insistierten, und so wurde das kleine Land am 1. Januar 1984 unabhängig – mit einem neuen Namen: Negara Brunei Darussalam («Das Land Brunei, Wohnstatt des Friedens»). Die Feierlichkeiten waren an Extravaganz nicht zu überbieten. Zu dem Anlass liess der Sultan seine neue Residenz erbauen: Istana Nurul Iman ist mit 1788 Räumen und 257 Bädern der grösste bewohnte Palast der Welt. Das Magazin *Forbes* spottete damals, der Bau sei «eine goldfiligrane, märchenhafte Kreuzung

Krankenschwester in einem Krankenhaus in der Hauptstadt. Die Katholikin war ihrem Gatten aus Liebe nach Brunei gefolgt und zum Islam übergetreten. Die beiden hatten sich 1978 bei einem Sprachkurs in England kennengelernt.

Bruneis Lady Di

Sarah hat noch zwei ältere Brüder. Sie studierte Mathematik, Biologie und Chemie und träumte davon, Meeresbiologin zu werden, als der Kronprinz in ihren Klassenraum und ihr Leben trat. Nun ist sie Bruneis Prinzessin Diana.

Das Paar heiratete noch im selben Jahr mit Glanz und Gloria – und mit einem Brautstraus aus Gold und Diamanten. Vierzehn Tage und vierzehn Nächte dauerte das Spektakel. Anschliessend erhellten drei Nächte lang Feuerwerke den Himmel über dem Südchinesischen Meer: Sarahs Hochzeit galt als «Asiens Hochzeit des Jahres». Der Sultan höchstselbst besiegelte die Ehe, indem er die Hand seines Sohnes umfasste und mit ihr den Kopf der erstaunlich gelassenen Teenagerbraut im juwelenbesetzten Gewand berührte.

Inzwischen hat die Kronprinzessin vier Kinder, ihr erster Sohn, gerade elf geworden, wird einmal der Herrscher Bruneis sein. *Sophie Mühlmann*

zwischen einem Flughafen-Terminal und einem Las-Vegas-Casino».

Mit der Unabhängigkeit wuchs auch die Zahl der Ämter, die Hassanal in seiner Hand vereinte – denn Demokratie war und ist nicht seine Priorität: Heute ist er Premierminister, Minister für Verteidigung und Finanzen, oberster Religionsführer, Kanzler der Universität – und ausserdem Chef von Zoll, Staatsrundfunk, Polizei und Armee.

Absolute Macht

Anfangs hatte der Monarch wenig Interesse an Staatsangelegenheiten gezeigt. Aber in den achtziger Jahren verstärkte er Bruneis Einfluss in der Region und international. Sein Land wurde Mitglied der Uno und der südostasiatischen Staatengemeinschaft Asean. Nebenher aber feierte er weiter mit dem internationalen Jetset und prahlte mit seinem unerschöpflichen Vermögen.

Nie teilte er seine Macht. Zwar erlaubte er 1985 die Gründung einer Nationalen Demokratischen Partei Bruneis, aber drei Jahre später wurde diese bereits wieder aufgelöst, weil sie den Sultan zum Rücktritt aufgefordert hatte. In einem *New York Times*-Interview sprach er zwar vage von Reformplänen – aber



Drakonische Regeln: Gratulantinnen am 50. Thronjubiläum des Sultans im Oktober 2017.

bisher hat es noch nie eine Wahl in Brunei gegeben.

Das Parlament bleibt seit 1962 aufgelöst, offiziell herrscht immer noch der Ausnahmezustand, den sein Vater Omar nach einer Rebellion ausgerufen hatte. Seither hat der Sultan die absolute Macht. Es gibt einige wenige hoftreue Parteien und Zusammenschlüsse, die er durchgehen lässt – hauptsächlich, um gegenüber ausländischen Kritikern den Anschein politischer Reform und der Duldung einer «Opposition» zu erwecken. Pressefreiheit gibt es nicht in Brunei.

Das tolle Treiben des Bruders

Aussenpolitisch wird das kleine Land unter Hassanals Herrschaft zunehmend sichtbar. Vor allem während der asiatischen Finanzkrise 1997/1998 tat er das, was er am besten kann: Geld ausgeben. Er unterstützte andere Asean-Mitglieder finanziell und half ihnen aus dem Gröbsten heraus. In jüngster Zeit versucht er, Touristen nach Brunei zu locken. Allerdings verträgt sich das nicht immer mit den von ihm durchgesetzten islamischen Werten.

Hassanal selbst lebte offenbar die meiste Zeit seines Lebens alles andere als korantreu. Seine zweite Ehe und auch die dritte mit einer bekannten Fernsehreporterin hielten nicht. 2003 liess er sich von seiner Stewardess-Gattin scheiden, 2010 von Gattin Nummer drei. Die beiden verloren sämtliche Titel und Orden.

Von seinen drei Frauen hat der Sultan zwölf Kinder, darunter Kronprinz Hadschi al-Muh-tadee Billah. Dessen Ehefrau – und damit Bruneis künftige First Lady – hat Schweizer Wurzeln (siehe Kasten auf Seite 51). Der Sohn lebte nicht so ausschweifend wie der Vater

und war auch sonst ein braver Junge. Sultan Hassanals Achillesferse ist vielmehr sein jüngster Bruder, Jefri. Er ist das schwarze Schaf der Familie, denn er hat es allzu toll getrieben. Lange war er Hassanals Lieblingsbruder und Bruneis Finanzminister, obwohl er das Land wie seinen persönlichen Geldautomaten benutzte.

In jungen Jahren machten die beiden gemeinsam die Welt der Reichen und Schönen unsicher. Wenn die Brüder einkaufen gingen, leerten sie schon mal das gesamte Sortiment bei Versace oder Armani und kauften sich gleich hundert Anzüge in derselben Farbe. Und die zwei königlichen Herren, so wird gemunkelt, durchkämmten ausserdem das Nachtleben nach den schönsten Frauen, die sie für ihren Harem daheim zu akquirierten.

Jefri macht nicht einmal nach aussen hin den Anschein, ein frommer Muslim zu sein: Seine Privatjacht trägt den Namen «Titten», die zwei Beiboote wurden auf «Nippel 1» und «Nippel 2» getauft. 1997 aber überspannte der Sultanbruder den Bogen. Eine ehemalige amerikanische Schönheitskönigin namens Shannon Marketic zeigte ihn – und den Sultan – wegen sexuellen Missbrauchs an. Man habe sie wie eine Sexsklavine gehalten. Ihre Hoheiten plädierten auf diplomatische Immunität, und der Fall wurde fallengelassen.

Gleichzeitig aber kam ans Licht, dass Jefri in seiner Funktion als Finanzminister 14,8

Milliarden Dollar unterschlagen hatte. Es kam zum Zwist unter den Brüdern. Jefri musste Brunei verlassen und lebt seither im Exil.

Sein Bruder gibt sich derweil frommer denn je. Knapp 80 Prozent der 420 000 Menschen in Brunei sind Muslime. Seit den neunziger Jahren verstärkt der Sultan die Rolle des Islam. Seit 1992 ist der Verkauf von Alkohol verboten. Die Staatsideologie heisst Melayu Islam Beraja – malaiisch-islamische Monarchie. Demnach ist Seine Majestät nicht nur im Diesseits für das Volk verantwortlich,

«Der Sultan selbst verletzt jede einzelne Regel der Scharia, die man sich vorstellen kann.»

sondern auch im Jenseits. Daher habe Hassanal die Wiedereinführung der Scharia beschlossen.

«Schutzwall gegen die Globalisierung»

Nun ist Brunei der erste Staat in Südostasien, in dem das Strafrecht nach islamischer Rechtslehre in seiner strengsten Auslegung auf nationaler Ebene gilt. Seither ist das lockere Leben offiziell vorbei. Homosexuelle, Gotteslästerer und Ehebrecher können zu Tode gesteinigt, Dieben kann eine Hand abgetrennt werden. Der Sultan verteidigt die Entscheidung. «Einige Theorien behaupten, dass Allahs Gesetz grausam und ungerecht sei, aber es ist Allah selbst, der verkündet, dass sein Gesetz gerecht ist», sagte er.



Pures Gold: königliche Hochzeit, 2007.

Und doch gibt der Schritt Beobachtern Rätsel auf. Brunei ist so reich, so unabhängig – und die Islamisten haben den Ministaat gar nicht im Visier. «Wer weiss?», meint der iranisch-amerikanische Religionswissenschaftler Reza Aslan, «dieser Schritt entspringt offensichtlich keiner religiösen Hingabe, denn der Sultan

selbst verletzt jede einzelne Regel der Scharia, die man sich vorstellen kann».

Vielleicht macht er sich doch Sorgen um die Zukunft seines kleinen Reiches. Das Öl könnte irgendwann zur Neige gehen, womöglich schon in knapp zwanzig Jahren, das Gas in weniger als vierzig. Auch treiben ihn wohl Einflüsse aus dem Ausland, aus dem Internet um, die er schädlich für sein Volk und seine Macht ansieht. In einer Ansprache nannte er seine islamische Monarchie deshalb einen «Schutzwall gegen die Globalisierung». Das fromme Scharia-Dekret bedeutet vor allem Kontrolle. ○

Starke Männer und eine Frau

Von Hansrudolf Kamer — Russland hat mit einer liberalen Demokratie westlicher Prägung nichts am Hut. Seine Geschichte zeigt einen andern Rhythmus, und Putin verkörpert ihn genauso wie viele seiner Vorgänger.



Russland wird meistens von starken Männern regiert. Die zumindest langlebigsten der jüngeren Vergangenheit waren Stalin und Breschnjew. Wladimir

(«imperator»), ein Titel, den alle Zaren bis zur Revolution trugen.

Katharina die Grosse, Prinzessin Sophie Auguste Friederike von Anhalt-Zerbst, war ein Naturtalent. Sie kam im Alter von vierzehn Jahren ins fremde Moskau, lernte Russisch im Eiltempo und war bald ein Profi in allen Hof-Intrigen. Nur ein halbes Jahr nach der Krönung ihres Mannes Peter III. inszenierte sie einen Putsch gegen ihn und hievte sich selber auf den Thron.

Auch sie reformierte und brachte Russland voran, eroberte die Krim und besiedelte weite Teile der Südukraine. Sie korrespondierte mit Voltaire und galt als aufgeklärte Monarchin. Legendar sind ihre mehr als zwanzig Liebhaber, die sie allesamt gut behandelte und versorgte.

Jossif Wissarionowitsch Dschugaschwili mit dem Kampfnamen «der Stählerne» war der Stärkste aller Starken und lag einmal neben Lenin im Mausoleum, bevor er von Chruschtschow daraus entfernt und an der Kremllmauer beigelegt wurde. Seine Missetaten wurden nie gründlich aufgearbeitet – die Entstalinisierung blieb auf halbem Weg stecken. Im Gegenteil: Heute ist «Väterchen Stalin» wieder populärer als auch schon.

Die Breschnjew-Ära erscheint in der Rückschau als Oase der Ruhe zwischen turbulenten

Epochen: Lenin, Stalin, Chruschtschow einerseits, Gorbatschow, Jelzin andererseits. Leonid Iljitsch Breschnjew, den die meisten nur noch als Gerontokraten kannten, war früher ein fescher Typ, der Frauen und schnelle Autos liebte. Heute ist er laut Umfragen der beliebteste russische Führer des 20. Jahrhunderts.

Vergehen sind ihm der Afghanistan-Krieg, die Panzer auf den Strassen Prags und seine Medaillensucht. Doch die «Periode der Stagnation», wie seine Regierungszeit genannt wird, führte via Perestroika in den Kollaps der Sowjetunion.

Wäre «ungelenkte» Demokratie besser?

Auf den Trümmern schuf Putin wieder Ordnung. Das wird von den Russen honoriert, wie sie auch den Nationalstolz schätzen, den er bewirtschaftet, wo er kann. Bei der Wahl der Mittel dazu ist er nicht zimperlich. Deshalb erscheint er westlichen Pharisäern nicht kultiviert genug.

Die Geschichte ist klar. Aber wäre denn «ungelenkte» Demokratie besser für Russland, besser für Europa? Ein Realist darf sich um die Antwort drücken – die Frage stellt sich nicht. Demokratie ist kein Allheilmittel, sondern eine Form der politischen Entscheidungsfindung. Diktaturen und Autokratien «legitimieren» sich gerne demokratisch, ohne dass sie dadurch menschenfreundlicher würden.

Auch unter Putin bleibt Russland hauptsächlich Russland. Wenn dereinst die Glocken am Spasski-Turm im Kreml Putins Ende verkünden, könnte erneut eine kollektive Führung die Aufgabe schultern – temporär. Russland ist sui generis, gross und weit, in sich ruhend, und lässt sich von niemandem vorschreiben, wie es regiert werden soll.

Putin gehört zu ihnen. Weiter zurück stösst man auf Iwan den Schrecklichen (1530–1584), Peter den Grossen (1672–1725) und die Deutsche Katharina (1729–1796), ebenfalls eine Grosse, die ihren Mann vom Thron stiess, um den Weg für sich freizumachen.

In der höchst interessanten und abwechslungsreichen Ahnenreihe dieser Herrscher gibt es viele andere, die Russland mehr oder minder glücklich oder geschickt regierten. Der wieder neugewählte Putin ist sicher einer der mildesten und wohl klügeren. Lenin, der Revolutionär, der noch heute im Mausoleum auf dem Roten Platz ruht und regelmässig restauriert wird, ist nicht ganz in dieser Liga.

Russland ist wohl eine gelenkte Demokratie. Seit ein paar Jahren hat das Adjektiv an Bedeutung gewonnen und das Substantiv an solcher verloren. In der Nach-Gorbatschow-Ära, unter Jelzin, wurde Demokratie grösser geschrieben als heute. Dafür lag anderes im Argen.

Nach dem Zerfall der Sowjetunion projizierte der Westen sein Ebenbild auf Russland. Es sollte in die westlichen Institutionen integriert werden. Schon damals schrieb ein alter Russlandkenner, das Ostreich wolle nicht integriert werden, es wolle selber integrieren. Es waren die Ost- und Mitteleuropäer, die in Kenntnis dieser Sachlage die Nähe zu westlichen Institutionen suchten und fanden. Heute sind wieder atmosphärische Veränderungen spürbar.

Iwan der Schreckliche, wie er gemeinhin genannt wird, war der erste Moskauer Grossfürst, der sich zum Zaren Russlands krönte. Er führte Reformen durch, stärkte die Zentralgewalt, dehnte das Reich auf Kosten der Tataren nach Osten aus. Schliesslich hinterliess er ein erschöpftes Land. Im Laufe der russischen Geschichte wiederholte sich das mehrmals.

«Peter schuf Russland», schrieb Voltaire, «vor ihm existierte Russland nicht.» Peter der Grosse stiess die Tür nach Westen auf, baute St. Petersburg, besiegte die Schweden, modernisierte sein Reich und machte es zur europäischen Grossmacht. Er war der erste Kaiser



Russland bleibt Russland.

Good cop, bad cop

Präsident Trump feuert FBI-Vizedirektor Andrew McCabe. Er stützt sich auf einen Bericht über Machtmissbrauch des Geheimdienstes, der «Sprengstoff» enthalten soll.
Eine Standortbestimmung von Roger Kimball

Was passiert in Amerika, wenn der Staat einen unliebsamen Eindringling bemerkt? Es kommt zu einer heftigen Reaktion des Immunsystems, das sich gegen diesen Fremdkörper zur Wehr setzt. Es gibt, um nur ein eklatantes Beispiel aus der jüngsten Zeit zu nennen, die Untersuchung von Sonderermittler Robert Mueller, der die angebliche Zusammenarbeit zwischen dem Wahlkampfteam von Präsident Donald Trump und dem Kreml unter die Lupe nimmt.

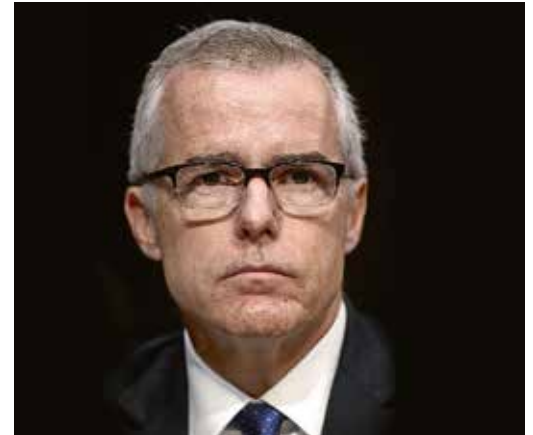
Ich kann gut verstehen, dass das Ausland diese nationale Seifenoper verwirrend findet. Die Ermittlungen begannen im Grunde schon im Frühjahr 2016, gut ein Jahr bevor der ehemalige FBI-Chef Robert Mueller im Mai 2017 seinen Auftrag erhielt, und bislang sind keinerlei Beweise für eine Zusammenarbeit zwischen Trumps Wahlkampfteam und den Russen vorgelegt worden. Wer hat die Ermittlungen in Gang gesetzt? John Brennan, CIA-Direktor unter Präsident Obama. Zu John Brennan sollte man sich zweierlei in Erinnerung rufen. Erstens: Er hat einst bei Präsidentschaftswahlen seine Stimme Gus Hall gegeben, dem Generalsekretär der Kommunistischen Partei der USA. Zweitens: Er hasst Donald Trump.

Skurriles Dokument

Im Mai 2016 erklärte John Brennan vor einem Untersuchungsausschuss, er habe Informationen erhalten (möglicherweise von britischen Nachrichtendiensten), die als «Grundlage für die Ermittlungen des FBI» zur Frage dienen, ob es zwischen Trumps Wahlkampfteam und den Russen geheime Absprachen gegeben habe. «Ich wollte dafür sorgen», sagte er, «dass jede Information und jeder Hinweis, den wir hatten, dem FBI zur Kenntnis gebracht wird.»

Bis heute hat John Brennan keinerlei Angaben zur Quelle oder Substanz seiner Informationen gemacht. Man wird jedoch davon ausgehen können, dass er James Comey, den ehemaligen FBI-Chef, der im Mai 2017 von Donald Trump entlassen wurde, dazu gebracht hat, Ermittlungen über die angebliche Zusammenarbeit aufzunehmen.

Grundlage für die Untersuchungen des FBI war das berüchtigte Steele-Dossier, jene siebzehn Memoranden, die Christopher Steele, ein ehemaliger britischer Geheimdienstler, zwischen Juni und Dezember 2016 im Auftrag des den Demokraten nahestehenden Unternehmens Fusion GPS aufgesetzt hat. Dieses skurrile Dokument – selbst James Comey bezeichnete es als «unappetitlich und unbestä-



Decke des Misstrauens: Präsident Trump, FBI-Vize McCabe.

tigt» – ergeht sich in bizarren Sexgeschichten von Donald Trump mit Prostituierten in einem Moskauer Hotel und in diversen Vorwürfen finanzieller Unregelmässigkeiten und geheimer Absprachen zwischen Trump-Beratern und Russen mit dem Ziel einer Einflussnahme auf den US-Wahlkampf 2016.

Keine der im Steele-Dossier vorgebrachten Anschuldigungen wurde bewiesen, etliche wurden widerlegt. Das Dossier war jedoch das einzige Dokument, welches das FBI dem für die Kontrolle der Auslandsgeheimdienste zuständigen Gericht vorgelegt hat, um mehrmals Überwachungsmaßnahmen gegen den US-Staatsbürger Carter Page genehmigt zu be-

kommen, der kurzzeitig als ausenpolitischer Berater im Wahlkampfteam von Donald Trump tätig war.

Wer hat für das Dossier bezahlt? Diesbezügliche Fragen des Untersuchungsausschusses blockte Steele ab. Seitdem ist jedoch herausgekommen, dass das Wahlkampfteam von Hillary Clinton und die Demokratische Partei dafür aufgekomen sind.

Man stelle sich vor: Ein unbestätigtes Dokument einer Dienstleistungsfirma, in Auftrag gegeben und finanziert von der politischen Opposition, bildet die einzige Grundlage dafür, dass US-Behörden Überwachungsmaßnahmen gegen einen amerikanischen Staats-

Alte Kameraden

Ominöse Verbindungen zwischen dem Fall Skripal und Trumps «Russiagate»-Untersuchung.

Die Welt der Geheimdienste ist verworren, undurchsichtig und mehrdeutig. Spione mögen sich zwar offiziell mit Aufklärung befassen, de facto freilich beschäftigen sie sich oft mit Vertuschung.

Besonders deutlich wird dies derzeit im Fall des im britischen Salisbury vergifteten russisch-britischen Doppelagenten Sergei Skripal und seiner Tochter. Die Regierung in London mag zwar ein Feuerwerk an Vorwürfen abgebrannt und viele Nebelkerzen gezündet haben. Konkrete Beweise für eine Beteiligung Russlands an dem Anschlag ist sie jedoch schuldig geblieben.

Umso bemerkenswerter ist eine Verbindung zwischen diesem Fall und «Russiagate», der Untersuchung mutmasslicher Absprachen zwischen Donald Trumps Wahlkampfteam und dem Kreml. Konkret geht es um das vom britischen Ex-Agenten Christopher Steele verfasste Dossier über kompromittierendes Material, mit dem die Russen Trump angeblich erpressen konnten.

Steele arbeitete in den neunziger Jahren unter diplomatischem Cover für den britischen Dienst MI6 in Moskau. Zu dieser Zeit lieferte Skripal – angeworben von einem britischen Spion mit Decknamen Pablo Miller – fleissig Berichte an seine Londoner Zahlmeister. Diese gingen über den Schreibtisch von Steele. Später übernahm der Agent die russische Abteilung von MI6 – zu einer Zeit, da Skripal aufflog und in einem russischen Gefängnis landete.



bürger durchführen, der für einen politischen Rivalen arbeitet. Die Schnüffler hatten Carte blanche, die E-Mails, SMS und Telefongespräche von Carter Page zu verfolgen. Weil Page Kontakt zu Trumps Wahlkampfteam hatte, eröffnete sich damit ein freier Zugang zum Kommunikationsapparat von Trumps Team. Dies geschah von Oktober 2016, nur Wochen vor den Wahlen, bis in das Jahr 2017 hinein.

Namenlose Quelle

Was hatte Carter Page getan, dass eine solche Schnüffelei gerechtfertigt schien? Laut Steele-Dossier hatte er sich mit Igor Setschin getroffen, Wladimir Putins Busenfreund und Chef von Rosneft, dem russischen Energiegiganten mit einem Umsatz von etwa 65 Milliarden Dollar jährlich. Laut Steele hatte Setschin ihm eine 19-prozentige Beteiligung an Rosneft angeboten, wenn Donald Trump, sollte er Präsident werden, die Sanktionen gegen Russland aufheben würde.

Ich muss schon sagen, das ist ziemlich verwegen. Es wäre gewiss die grösste Schmiergeldzahlung aller Zeiten. Steele (der nach eigener Aussage unbedingt verhindern wollte, dass Trump die Wahlen gewinnt) nennt als Quelle für seine Behauptung nur einen namenlosen «Mitarbeiter von Setschin». Carter Page seinerseits hat die Vorwürfe vehement zurückgewiesen und diverse Verleumdungsklagen eingereicht. Es dürfte interessant sein, was dabei alles herauskommt.

Und was ist von diesem ganzen Spektakel zu halten? Ich denke, wir haben es schlicht mit enttäuschten Verlierern zu tun. Donald Trump sollte die Wahlen einfach nicht gewinnen. Es war ja ausgemacht, dass er sie nicht gewinnen könne. Trotzdem zog er ins Weisse Haus ein. Also konnte es nicht mit rechten Dingen zuge-

Spätestens mit der Begnadigung Skripals und seinem neuen Leben in Salisbury hätte man das Thema abschliessen können – hätte der Russe nicht vor ein paar Jahren wieder Kontakt zu seinem ehemaligen Führungsoffizier Pablo Miller aufgenommen. Dieser hatte inzwischen bei dem privaten Geheimdienst Orbis Business Intelligence angeheuert, der – welch ein Zufall – von keinem anderen als Steele geleitet wird.

Honi soit qui mal y pense. So lautet das Motto des britischen Hosenbandordens: Ein Schuft, wer Böses dabei denkt. Doch bemerkenswert ist es schon, dass die drei früheren Kollegen just zu jener Zeit wieder zueinander fanden, als das ominöse Steele-Dossier verfasst wurde.

Hatte Skripal dazu beigetragen? Und kannte er die Wahrheit?

Wolfgang Koydl

gangen sein – zumindest musste es eine Möglichkeit geben, die Rechtmässigkeit seines Erfolgs anzuzweifeln. Und so ist der Auftritt von Sonderermittler Robert Mueller zu erklären.

Dummerweise ist die einzige bislang aufgedeckte «Zusammenarbeit mit den Russen» die Zusammenarbeit zwischen dem Wahlkampfteam von Hillary Clinton, der Demokratischen Partei und Christopher Steele. Das Gespenst namens «Zusammenarbeit mit den Russen» hat sich also als unvorteilhafter Weg erwiesen. Inzwischen sind zahllose Verfahren in anderen Angelegenheiten anhängig.

Sonderermittler Mueller geht es schon nicht mehr um die Frage, ob Trump im Interesse seines Wahlsiegs mit den Russen zusammengearbeitet hat – abgesehen von den hartnäckigsten Trump-Feinden ist jedermann klar, dass es diese Zusammenarbeit nie gegeben hat –, sondern darum, eine Decke des Misstrauens auszubreiten, die für ein Amtsenthebungsverfahren mobilisiert werden könnte, sollten die Demokraten im Herbst die Mehrheit im Repräsentantenhaus zurückerobern.

Als Andrew McCabe, der frühere stellvertretende FBI-Direktor, letzte Woche von Justizminister Jeff Sessions entlassen wurde, tobte die Linke. McCabe selbst erhob Vorwürfe. «Meine Entlassung ist Teil des Kriegs des Weissen Hauses gegen das FBI und die Arbeit des Sonderermittlers», sagte er. Der *bad cop* in diesem Szenario war allerdings nicht Donald Trump – auch wenn der Präsident verständlicherweise über die Nachricht nicht böse war. Nein, McCabe hatte sich seine Entlassung selbst zuzuschreiben: unautorisierte Weitergabe von Informationen an die Presse, «mangelnde Offenheit» unter Eid (was nach den strengen FBI-Statuten mit Entlassung zu ahnden ist), ganz zu schweigen davon, dass er die 700 000-Dollar-Spende eines Clinton-Freunds für den Wahlkampf seiner Frau nicht erwähnt hatte, die sich 2015 als Senatorin in Virginia beworben hatte.

Die Untersuchungen von Sonderermittler Mueller halten die amerikanische Öffentlichkeit seit Monaten in Atem. Fast unbemerkt ist dagegen die Arbeit von Michael Horowitz geblieben, dem Generalinspektor des Justizministeriums, der im letzten Jahr gegen das Ministerium und das FBI wegen Machtmissbrauchs ermittelt hat. Sein Bericht, der in Kürze veröffentlicht werden wird, lieferte die Grundlage für die Empfehlung des FBI, Andrew McCabe zu entlassen. Laut Chris Swecker, einem ehemaligen Abteilungsleiter des FBI, wird Horowitz' Bericht «reinsten Sprengstoff» enthalten. Ich bin mir sicher, dass das stimmt. Aber die Detonation dürfte das Anti-Trump-Lager weit mehr beschädigen als den Präsidenten.

Roger Kimball, 64, gehört zu den einflussreichsten Kunst- und Kulturkritikern der USA. Er ist Chefredaktor und Verleger der Kulturzeitschrift *The New Criterion*.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Inside Washington

Polit-Zombie

Die Demokraten nabeln sich endlich von Hillary Clinton ab.

Hillary Clinton, zweimalige Präsidentschaftskandidatin, weiss genau, was in den Wahlen passierte. Die Standartenträgerin der Demokraten war letzte Woche in Indien, wo sie ihrem ausländischen Publikum erklärte, warum sie dem orangehaarigen Oger Donald Trump unterlag. Die Bundesstaaten, in denen sie gewonnen habe, seien «optimistisch, vielfältig, dynamisch, vorwärtsschreitend» gewesen.

Trump – der 306 von 538 Wahlmännern gewann – habe sich den Hauptgewinn gesichert, so Clinton, weil er «zurückgeblickt» habe. Demnach seien Trump-Wähler Leute, die sich insgeheim sagten: «Du weisst schon, du willst nicht, dass Schwarze ihre Rechte bekommen. Du willst nicht, dass Frauen Jobs bekommen. Du willst nicht, dass Indianer erfolgreicher sind als du.»

Die Mitglieder von Clintons eigener Partei zeigten sich unbeeindruckt von den Bemerkungen. Die Senatorin Heidi Heitkamp etwa stellt sich im Herbst in North Dakota zur Wiederwahl, einem Staat, den Trump mit 36 Prozent Vorsprung gewann. Im Lokalradio wurde sie von ihrem Bruder gefragt: «Wann reitet Hillary Clinton endlich dem Sonnenuntergang entgegen?» Die Antwort der Senatorin: «Kann nicht schnell genug gehen.»

Auch der Minderheitenführer der Demokraten im Senat, Dick Durbin, hat genug. Er sagte dem konservativen TV-Sender Fox News, dass Clintons Äusserungen «überhaupt nicht hilfreich» seien. «Tatsächlich liegt meine Freundin Hillary falsch. Dieselben Leute, die Präsident Obama unterstützt hatten, weil sie einen Wandel wollten, glaubten, dass es in ihrem eigenen Leben nicht genug Wandel gegeben habe. Deshalb unterstützten sie Donald Trump. Das ist eine Realität, die wir Demokraten anerkennen.»

Gefragt nach demokratischen Präsidentschaftskandidaten für die Wahlen im 2020, antwortete Hillary-Freund Durbin: «Das werden völlig andere Leute sein.» Amy Holmes



Noch nie etwas von einem Tabu gehört: Helga Schneider.



Im Katzenkistchen

Von Rico Bandle

Elefanten waren gestern, heute sorgt im Circus Knie ein Truthahn für Unterhaltung. Ein Truthahn in den Wechseljahren. So jedenfalls bezeichnet sich Komikerin Regula Esposito alias Helga Schneider selber. Esposito, die einst als Teil der Acapickels das Schweizer Publikum mit ihrem Stützstrumpf-Furor in Ekstase versetzte, macht nun halt im «grössten Katzenkistchen der Welt»: der Knie-Manege. Als lebenslustige Nymphomanin im Seniorenalter nimmt sie alles auf die Schippe, was ihr in die Quere kommt. Allem voran sich selber. Ihre Hitzewallungen, ihre schwabbelnden Hautpartien, ihre Drei-Wetter-Taft-Frisur. Und natürlich die Hühner, sprich: die jungen Artistinnen, mit denen sie die Garderobe teilen muss.

Die schrille «Queen of Comedy» passt in die Ansammlung von Kuriositäten, die das diesjährige Programm zu einem der besten seit Jahren machen der Schlangenmann, der einen Körper aus Gummi zu haben scheint und der sich am Ende in eine 53 mal 43 Zentimeter kleine Kiste verkriecht. Die Luftartistin, die zwischendurch in einen durchsichtigen Wassertank eintaucht, um dann lasziv tropfend nach oben gezogen zu werden. Die acht elfenartigen Frauen, die sich mit zwei Schaukeln gegenseitig in die Luft spicken. Und vor allem der Schweizer Nonsens-Komiker Dustin Nicolodi alias Coperlin. Wenn er seiner hübschen Assistentin zur Belohnung etwas zum Essen in den Mund steckt wie der Dompteur einem folgsamen Tier, so schwankt die Tribüne, so sehr bringt er die 2000 Zuschauer zum Lachen. Ja, Coperlin ist allein schon den Eintritt wert und eine wunderbare Ergänzung zu Helga Schneider. Auch seine Herkunft ist bemerkenswert: Er ist der Sohn von Miss Schweiz 1975, Beatrice Aschwanden, und dem brillanten italienischen Bauchredner Willer Nicolodi, der auch schon im Knie auftrat und viele Jahre lang eine der Hauptattraktionen des Pariser «Moulin Rouge» war.

Knie 2018 bedeutet die Rückkehr in eine Welt, in der noch unbeschwert gestaunt und gelacht werden darf. Ohne die sonst latente Gefahr, jemand könnte sich in seinen Gefühlen verletzt fühlen. Hier verkauft der kleinwüchsige Clown Speedy noch immer lautstark Programmhefte; die siebenjährige Chanel Marie Knie zieht ihre Lamas rabiät an der Leine durch die Manege; die vielen hübschen Akrobatinnen sind noch sexy gekleidet. Und Helga Schneider hat sowieso noch nie etwas von einem Tabu gehört – falls doch, so kann man sich sicher sein, dass es ihr an ihrem Allerwertesten vorbeigeht. ○

Das Wunder von Wilkesboro

Die Krüger Brothers schafften es von Strassenkünstlern im Zürcher Niederdorf zu den angesehensten Bluegrass-Musikern der USA. In ihrer Schweizer Heimat kennt man sie höchstens von Country- und Volksmusik-Anlässen. Eigentlich gehörten sie in die Tonhalle oder in das KKL. *Von Rico Bandle*

Es war eine Begegnung, die sich in dieser Art wohl jeder Musiker herbeisehnt. Nach einem Konzert in New York trat hinter der Bühne ein Mann voller Begeisterung auf Jens Krüger zu und sagte: «Dich wollte ich schon immer kennenlernen.» Bei dem Fan handelte es sich um Hollywoodstar und Oscarpreisträger Steve Martin, der selbst auf hohem Niveau Banjo spielt. Krüger ist eines seiner Vorbilder – und seit dieser Begegnung ein guter Freund.

Der weltbekannte Schauspieler verlieh Jens Krüger einen Preis für Exzellenz im Banjo-Spiel, damit verbunden war ein gemeinsamer Auftritt der Krüger Brothers mit ihm in der David-Letterman-Show, einer der wichtigsten TV-Late-Night-Shows der USA. Plötzlich waren die Schweizer nicht mehr bloss der Bluegrass- und Folk-Szene bekannt – das waren sie schon lange vorher – sondern einem Millionenpublikum weit darüber hinaus.

Die Geschichte von Jens und Uwe Krüger, die nach unsteter Kindheit als Teenager von zu Hause abhauen, sich als Strassenmusiker durchschlugen und dann in den USA zu Stars wurden, gehört zum Eindrücklichsten, was die Schweizer Musik zu bieten hat. Und eindrücklich ist auch, den Brüdern und ihrem Bassisten, Joel Landsberg, bei einem Mittagessen gegenüberzusitzen. Es sind drei Menschen von seltener Demut und Höflichkeit, die seit früher Kindheit einfach nur Musiker werden wollten – und nun jeden Tag darüber staunen, was aus ihnen geworden ist: Sie gehören zu den wichtigsten und angesehensten Vertretern der traditionellen US-amerikanischen Volksmusik und füllen Konzertsäle von der Ost- bis zur Westküste.

Bis dahin war es ein weiter Weg. Uwe Krüger erzählt, wie die Eltern kurz nach seiner Geburt 1961 aus Deutschland nach Rothrist übersiedelten. Wie sie ständig umgezogen seien, wie der Vater von den Jahren in russischer Kriegsgefangenschaft gezeichnet gewesen sei, wie die Mutter unter der deutschfeindlichen Haltung in der Schweiz gelitten habe. Und wie der frühe Tod der Mutter die Familie erschüttert habe; die Buben waren damals zwölf und dreizehn Jahre alt. Es handelt sich um eine Lebensgeschichte, die eigentlich alle Ingredienzen enthält, um gescheiterte Existenzen hervorzubringen.

Die Eltern hätten sich nie beklagt, erklärt Jens Krüger deren Lebenseinstellung. «Der Vater hat nur positiv von den Russen geredet, trotz der Grausamkeiten, die er in der Gefangenschaft erlebt hatte. Auch die Mutter hat

sich nie negativ über ihre Lebensumstände geäußert.» Das Ventil, das die Familie hatte, war die Musik – eine Sprache, die auch dann funktioniert, wenn die Worte fehlen. «Wir haben ständig miteinander gesungen und musiziert, so wie andere Familien Spiele machen oder gemeinsam Fernseh schauen», sagt Uwe Krüger.

Vor dem Vater geflüchtet

Nach dem Tod der Mutter pachtete der Vater im thurgauischen Andwil einen Landgasthof mit Metzgerei. Im Wirtshaus machten die Buben einen Fund, der ihr Leben verändern sollte: Da lagen einige verstaubte Schallplatten ohne Hülle. Eine davon war von Bluegrass- und Banjo-Legende Doc Watson (1923–2012). «Ich hatte noch nie so schöne Musik gehört», erzählte Jens Krüger vor einigen Jahren in einem Dokumentarfilm des Schweizer Fernsehens. Die Aufnahmen seien ihm durch Mark und Bein gefahren. Von da an wussten er und sein Bruder: Genau so wollten sie spielen. Sie konnten nicht ahnen, dass sie Jahrzehnte später selber als Bluegrass-Stars nicht nur mit



Weiter Weg: Filmstar Martin (l.), Jens Krüger.

Jens Krüger im Spital

Wenige Tage nach dem Interview mit der *Weltwoche* und den zwei Konzerten im Zürcher Albisgüetli, vermeldeten die Krüger Brothers, dass sie die für April geplante Schweizer Konzerttournee mit Maja und Carlo Brunner auf Anfang 2019 verschieben müssen. Banjo-Virtuose Jens Krüger hatte sich auf der Rückreise in die USA eine schwere Infektion zugezogen und musste ins Spital eingeliefert werden. Er befindet sich auf dem Weg zur Besserung, fällt aber für sechs bis acht Wochen aus. (rb)

dem grossen Doc Watson auf der Bühne stehen, sondern sich auch mit ihm befreunden würden.

Nach einem Wutanfall des immer häufiger alkoholisierten Vaters packten die Brüder 1987 kurzentschlossen die Koffer und hauten ab nach Zürich. Sechzehn und siebzehn Jahre alt waren sie damals. Als Strassenmusiker hielten sie sich über Wasser, traten an Anlässen als «singende Cowboys» auf, tourten durch Europa. Ernst genommen wurden sie aber nicht. Im Schweizer Fernsehen liess man die beiden einmal gar in einem Gehege mit lebenden Ferkeln

Die Musik muss tief von innen kommen, das geht nicht, wenn man ab Blatt spielt.

und Hühnern auftreten. Sie waren zunehmend frustriert, es kam zum Streit, 1981 trennten sie sich.

Jens Krüger schloss sich der Band Bluegrass Family an. Deren Mitglieder lebten zusammen in einem grossen Bauernhaus – mit 4000 Schallplatten. Wie ein Besessener übte er in den folgenden sechs Jahren, vierzehn Stunden pro Tag. Er lernte sämtliche Songs der Platten auswendig und eignete sich so als Autodidakt jene Fertigkeiten an, die ihn zu einem der besten Banjospieler der Welt werden liessen. Derweil stürzte Bruder Uwe in den Alkohol und die Drogen ab. Uwe sagt, dass er da nicht mehr herausgekommen wäre, wenn Jens ihn nicht als Gitarristen zurückgeholt hätte.

Im Western-Musical «Jeff» (1994) traten die beiden erstmals unter dem Namen «Krüger Brothers» auf. Zu jenem Zeitpunkt arbeiteten sie bereits mit denselben Musikern zusammen wie heute: mit dem New Yorker Bassisten Joel Landsberg, der Teil der Familie wurde («wir haben uns gegenseitig adoptiert»), und mit Schlagzeuger Beat Aschwanden, der auch in Dieter Meiers und Boris Blanks Elektro-Band Yello spielt.

1997 traten die Krüger Brothers erstmals am Merle-Fest in Wilkesboro, North Carolina, auf. Das 1988 im Andenken an Doc Watsons Sohn Eddy Merle Watson ins Leben gerufene Festival zieht jährlich gegen 100 000 Besucher an und ist die grösste Veranstaltung für Bluegrass und Folk in den USA. Hier konnten die Brüder gemeinsam mit Joel Landsberg eigene Songs spielen, ohne einen Cowboyhut tragen zu müssen. Die Leute interessierte nur die



Durch Mark und Bein: Die Krüger Brothers mit Uwe (l.), Jens (r.) und ihrem Bassisten Joel Landsberg.

Musik – und die Krüger Brothers erfuhren eine Wertschätzung wie noch nie. Es war der Startpunkt zu einer grossen US-Karriere. 2003 kam es zur Auswanderung. Seither leben die Krüger Brothers auf einem riesigen Anwesen im Städtchen Wilkesboro – in einer Landschaft, die mit ihren Hügeln, den saftigen Wiesen und Wäldern ein bisschen an die Schweiz erinnert. In einem separaten Haus haben sie ein Tonstudio eingerichtet, von hier aus reisen sie mit dem Bus an ihre jährlich fast 200 Konzerte.

Mit Stephan Eicher und Carlo Brunner

Die Musik der Krüger Brothers ist von filigraner Melancholie, gepaart mit leichter Heiterkeit. Die drei Musiker sitzen an Konzerten einfach nur auf ihren Stühlen, unauffällig schwarz gekleidet, versunken in die Musik. Ausnahmslos spielen sie auswendig, auch die kompliziertesten Partituren – ein Credo von ihnen. Die Musik muss tief von innen kommen, das geht nicht, wenn man ab Blatt spielt.

Als die Krüger Brothers vor wenigen Wochen am Country Music Festival im Zürcher Albisgüetli auftraten, in einem unruhigen Ambiente, wo die Zuhörer essend und trinkend an Tischen sitzen, herrschte absolute Ruhe, als die drei leise zu spielen begannen.

Das zu Geselligkeit neigende Publikum hörte plötzlich hochkonzentriert zu. Die Krügers spielten reine Instrumentalstücke, die zum Teil über zehn Minuten lang dauern, aber auch Lieder, die im Ohr hängenbleiben. «Carolina in the Fall» etwa, eine Eigenkomposition, die so etwas wie die inoffizielle Hymne North Carolinas geworden ist, oder ihre Version von «Fields of Gold», eine der schönsten Interpretationen des Sting-Klassikers, auch dank Uwe Krügers warmer Stimme.

Eigentlich passt die Formation besser in einen klassischen Konzertsaal als in eine Festhütte wie das Albisgüetli. In solchen spielt sie denn auch in den USA, wenn sie beispielsweise mit dem klassischen Kontras Quartet unterwegs ist. Da kommen die musikalischen Fähigkeiten der drei Instrumentalisten besonders gut zum Ausdruck, ihre Präzision, ihre Spieltechnik. Wenn sie mit den klassischen Musikern ihr «Appalachian Concerto» spielen, so hört sich das Banjo an wie ein Cembalo in einem Barockstück. Jens Krüger ist aber auch imstande, ganze Bach-Cellosuiten auf dem Banjo zu spielen, Ausschnitte davon finden sich auf Youtube.

Erst in den letzten Jahren konnten sich die Krüger Brothers auch in der Schweiz etablieren, vorwiegend in der Welt der Volksmusik, aber nicht nur. Auf der neuen CD von Stephan

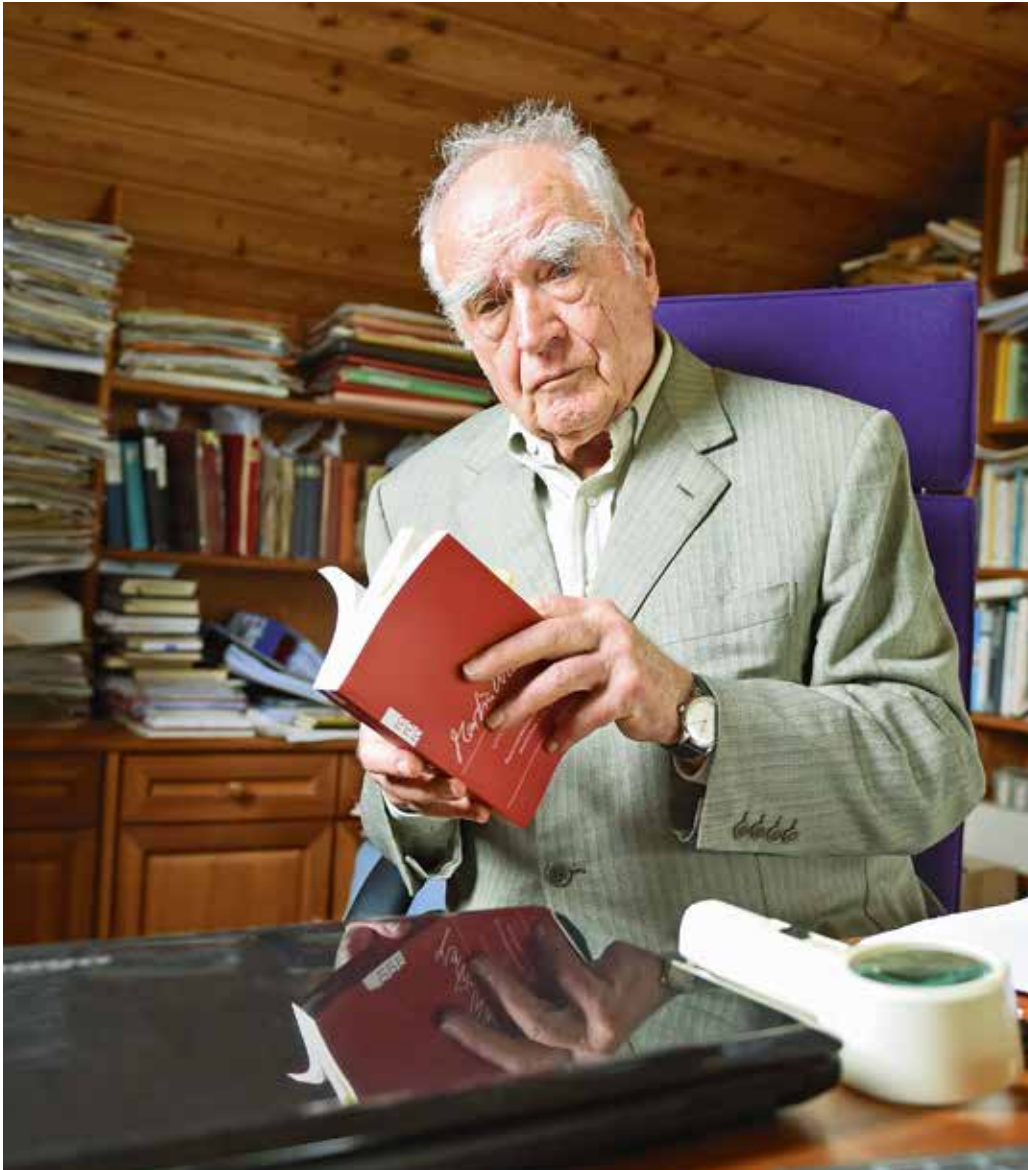
Eicher, «Songbook» (mit Martin Suter), spielt das Trio zwei Songs mit Eicher.

Die Krüger Brothers zeigen kindliche Freude, wenn sie von ihrer geplanten, aber nun verschobenen Schweizer Tournee (siehe Kasten) mit den Geschwistern Maja und Carlo Brunner erzählen. Schwer vorstellbar, dass die lüpfige Schweizer Volksmusik, die bei den Brunners bis hin zum Schlager reicht, mit der feinen Melancholie des Bluegrass zusammenpassen soll. Uwe Krüger erkennt kein Hindernis: «Wir hatten immer Hochachtung vor der Schweizer Volksmusik.» Die Brunners seien im Übrigen herausragende Musiker. Leider würden sie oft unterschätzt.

In den USA kündigt man die Krüger Brothers stets als Schweizer Formation an, manchmal hängen die Konzertveranstalter sogar eine Schweizer Fahne hinter ihnen auf. Ironischerweise besitzt aber als Einziger im Trio der New Yorker Joel Landsberg einen Schweizer Pass; er war mit einer Schweizerin verheiratet. Die Brüder Jens und Uwe sind noch immer deutsche Staatsbürger. Das soll sich jetzt ändern: Jens hat kürzlich den Schweizer Pass beantragt. Die Schweiz sei ihre Heimat und werde immer ihre Heimat bleiben, sagen beide übereinstimmend. Höchste Zeit, dass die Krüger Brothers hier auch endlich die angemessene Anerkennung erhalten.

Irrtum und Erkenntnis

Noch immer rebellisch, hochempfindlich, eine brillante literarische Ausnahmefigur: Martin Walser stochert in seinem neuen Briefroman einmal mehr in der deutschen Seele. *Von Pia Reinacher*



Am Tag darauf dann die übliche Kriegsaufstellung: Martin Walser.

Man könnte diesen Roman als Symptom einer akuten Alterseinsamkeit taxieren und von deren triumphaler Bewältigung im Schreiben. Aber ist ein Schriftsteller nicht immer ein Einsamer, der einem Handwerk nachgeht, bei dem er keine Zeugen braucht? Man könnte den Autor als einen sehen, der immer weitermacht mit dem, was er am besten kann: dem Schreiben. Martin Walser, literarische Jahrhundertfigur, widerborstiger, nicht zu bändigender politischer und gesellschaftlicher Vordenker, akribischer Chronist der Mittelstandsseele, streitbarer Dokumentarist der Verwerfungen deutscher Geschichte, legt in diesen Tagen einen neuen Roman vor: «Gar alles oder Briefe an eine unbekannte Geliebte». Am

24. März feiert der Schriftsteller, der auf ein riesiges Werk zurückblicken kann, seinen 91. Geburtstag. Drei Tage später wartet der Rowohlt-Verlag mit der romanhaft verwinkelten brieflichen Selbstdiagnose des gewesenen Juristen und selbsterkorenen Philosophen Justus Mall auf, zuständig für alles und nichts. Ein «völlig geklärt geschriebener Roman über lauter Ungeklärtes», ruft die Verlagsannonce schon fast im Stil der blinkenden walterschen Paradoxe dem Leser zu, ein «in seiner Dringlichkeit ungeheuerliches, überwältigendes Buch».

Widersprüchliche Seele

Wahr ist, dass Martin Walsers Produktivität mit zunehmendem Alter nicht abnimmt, son-

dern scheinbar noch dauernd gesteigert werden kann. Im letzten November publizierte er «Das Leben wortwörtlich», ein Gespräch mit seinem Sohn, dem Journalisten Jakob Augstein. Wenig zuvor war der Roman «Statt etwas oder Der letzte Rank» erschienen. Trotz der imponierenden Schreib-Kadenz erkennt der Walser-Leser auch im neuen Briefroman den vertrauten Sound wieder, diese ausufernden und kurvenreichen Denkschleifen, die sich immer satter und unnachgiebiger um das Innere des zerrissenen Frauenliebhabers Justus Mall legen und mit jeder verbalen Windung einen neuen Charakterzug seiner widersprüchlichen Seele freilegen.

Machtbesessene Despoten

Auch dieser Briefroman ist das Resultat süchtiger Fiktionalisierung oder: die fortlaufende Verwandlung des Lebens in Text. Dabei sind manche Ingredienzien aus den früheren grossen Werken wieder vorhanden: die Dreiecks-konstellation eines Mannes zwischen zwei Frauen – die waltersche Standardsituation; der heillose Zwiespalt der Ich-Figur; die vampiristische Ausbeutung der angehimmelten Geliebten, von der man aber nie weiss, ob sie real oder doch nur fantasierte Sehnsuchtsfigur ist. Die Beschwörung der erotischen Leidenschaft für die ferne oder auch nahe Frau im monologisierenden Dauergespräch, das eventuell auch nur ein stilisiertes Selbstgespräch sein könnte.

Walser ist einer, der auch mit fast 91 noch nicht daran denkt, sich im Mainstream einzuordnen.

Jedenfalls streunt durch diesen Briefroman wieder eine ungetröstete Männer-, in diesem Fall eine gewesene Juristenseele. Justus Mall war früher Oberregierungsrat, zuständig für das Migrationsamt im Justizministerium. Als Beamter war er immer dagegen, dass die Parteien den Staat beherrschen. Demokratie könnte für ihn etwas anderes sein als die durch Wahlen erreichte Herrschaft über einen Staat. Als Beamter arbeitete er an der Weiterentwicklung der Gesetze, die nachher, so sein Ingrim, von Parteien, dem Parlament und den Richtern nach deren Gusto uminterpretiert werden. Für ihn sind Richter machtbesessene, abgekapselte Despoten und die Parteienherrschaft illegitim. Eine Einmischung in und mehr als deutliche Spitze des Schriftstellers gegen den deutschen Politalltag.

Jedenfalls sind Justus Malls Kritikpunkte keine Voraussetzungen für ein ruhiges Beamtenleben. Aber sein Untergang wird auf einem Nebenschlachtplatz eingeleitet. Als ihm im Opernfoyer in der zweiten Pause von «Tristan und Isolde» ein «Missgeschick» unterläuft, schickt man ihn stracks in den Ruhestand. Von jetzt an nennt er sich Philosoph, legitimiert

sich dazu mit passenden Visitenkarten und darf plötzlich alles schreiben. Zum Beispiel die Sentenz, dass «die Wirklichkeit ein Gespinnst aus erfundenen Fäden» sei.

Walser wäre nicht Walser, wenn in seinem neuen Roman nicht allerlei boshafte Anspielungen auf den überbordenden Zeitgeist versteckt wären – in diesem Fall neben den Anspielungen auf die Regierungsbildung auch die «me too»- und die Immigranten-Debatte. «Missgeschick» meint nämlich die Praktikantin Suse Kranz, die mit ihrem Freund in der «Tristan»-Pause an der Bar sass und vom Oberregierungsrat Mall grob begrabscht wurde, wobei dieser, Cantus-firmus-mässig, auch tatsächlich noch obszön redete, nämlich folgende klaren Worte: «Ihr Rock sei kürzer, als es die Strassenverkehrsordnung erlaube, und jetzt sei dieser Rock auch noch so weit hochgerutscht, dass man von einer Schenkel-Emanzipation sprechen könne.»

Am Tag darauf dann die übliche Kriegsaufstellung: Zeitungsinterview, Eklat, Fall. Denn die Praktikantin hat den Grabscher erkannt. Sie musste mit ihm über eine syrische Familie und deren Asylantrag sprechen. Worauf die Zeitungen die Karriere des Beamten mit dem Praktikantensatz beenden, dass «Frauen endlich geschützt werden müssten vor den Grabschern der Altherrenriege». Das sind Nadelstiche, die Walser in aller Diskretion in seinen Text streut und mit denen er mehrere Fliegen auf einen Schlag trifft.

«Die Lüge, die Mutter der Wahrheit»

Hier ist es, was der Verlag mit «völlig geklärtem Roman über Ungeklärtes» meint, und da ist auch wieder ganz der alte Walser – einer, der auch mit fast 91 noch nicht daran denkt, sich im Mainstream der politisch korrekten Zeitgeistmeinungen einzuordnen, sondern die vorherrschende (mediale) Einigkeit auf dem Feld der literarischen Planspiele übermütig stört. Sein neuer Briefroman «Gar alles oder Briefe an eine unbekannte Geliebte» verströmt zwar nicht mehr den uferlos schwelgerischen Geist der frühen Werke. Aber er bietet in konzentrierter Form noch immer das, was grosse Literatur leisten soll: die stillschweigende Aufdeckung des Fehlers im System, den romanhaft camoufflierten Hinweis auf den Makel und das Ungereimte. Oder wie der Philosoph Mall einmal hochtrabend postuliert: dass «die Lüge die Mutter der Wahrheit» und der «Irrtum eine Erkenntnisquelle» sein könnte.



Martin Walser: Gar alles oder Briefe an eine unbekannte Geliebte. Rowohlt. 112 S., Fr. 27.90

Germanistik

Überwindung des Unmöglichen

Die US-Eliteuniversität Stanford feierte die fünfzigjährige Laufbahn ihres deutschen Literaturprofessors Hans Ulrich Gumbrecht.

Von Nadine Wisotzki

Bei Hans Ulrich Gumbrecht, seinen Freunden besser bekannt als Sepp, ist alles etwas anders – auch das zweitägige Kolloquium zu seinen Ehren an der Stanford-Universität, wo er seit vielen Jahren lehrt. Eröffnet wurde es überraschenderweise durch David Shaw, Cheftrainer des Cardinal-Footballteams in Stanford. Ausgerechnet der charismatische Coach, der für Aussenstehende so gut wie nie zu fassen ist, startete die Veranstaltung unter dem Titel «After 1967 – Methods and Moods in Literary Studies. In Honor of Hans Ulrich Gumbrecht».

Shaw zog eine Parallele zwischen einem Footballtrainer und dem Germanistikprofessor. Beide seien ständig unterwegs, und beide müssten das Gefühl vermitteln, täglich omnipräsent zu sein – was vor allem Gumbrecht hervorragend auf die Reihe kriege. Wie er das schaffe, bleibe sein Geheimnis. Sicher sei nur, dass Gumbrecht seit seiner Berufung auf den Komparatistiklehrstuhl 1989 eine spürbare, tiefe Verbindung zu Stanford aufgebaut hat.

Produktivität à la Silicon Valley

Wer frühmorgens in Stanford zur Uni geht, sieht auf dem Parkplatz meist schon einen Jeep: Das historische Wrangler-Model, zeigt an, dass Professor Gumbrecht bereits auf dem Campus ist. Seit wann genau der Jeep dasteht, werden wohl nur die wahren Frühaufsteher wissen. Gumbrecht ist ein Schwerarbeiter. Listet man alle seine Publikationen auf, so kommt man auf eine neunzig Seiten dicke Bibliografie mit zahlreichen wissenschaftlichen Monografien, Sammelbänden, Artikeln, Hunderten von Zeitungsbeiträgen, Rezensionen und Interviews. Seine Weltoffenheit und die Obsession fürs Detail haben Gumbrecht nicht nur in der Welt der Wissenschaft, sondern auch als *public intellectual* Anerkennung gebracht.

Das starke Commitment, das Gumbrecht mit seiner Professur an der Westküste der USA eingegangen ist, hat seine Liebe zu einer Institution wachsen lassen, die ihm nach eigener Aussage die Freiheit gegeben hat, deutscher in seiner intellektuellen Ausrichtung zu werden, als er es sich je hätte vorstellen können. Gumbrecht findet in seiner romanistischen Herkunft eine Erklärung für das niemals pausierende Streben während seiner fünf Dekaden dauernden Hochschullaufbahn. In der Romanistik sei man immer mit dem Wunsch kon-



Schwerarbeiter: Stanford-Professor Gumbrecht.

frontiert, etwas anderes zu werden. Die Sehnsucht, Franzose, Amerikaner oder Brasilianer zu werden, hat Gumbrecht stets angetrieben. Dennoch musste er am Samstag des Kolloquiums feststellen, dass er sich nach all seinen passionierten Bemühungen wohl damit zufriedengeben habe, nie ganz zu dem werden zu können, von dem er lange geträumt habe – vollkommen Teil einer anderen Kultur zu werden.

Wind der Freiheit

Im Laufe der Veranstaltung kam die Frage auf, ob Gumbrecht mit seinem eigenwilligen Tun heute noch einen Job bekommen würde. «Vermutlich nicht», lautete seine Antwort. Dass eine Akademikerlaufbahn im Gumbrecht-Format heute nicht mehr möglich wäre, mochte keiner der Anwesenden so recht akzeptieren. Denn Menschen wie Gumbrecht sind der Beweis dafür, dass die immer wieder totgesagten Geisteswissenschaften sehr wohl lebendig sein können.

Auch wenn Gumbrecht bald emeritiert sein wird: Man wird doch noch einiges von ihm erwarten können. Zum Glück. Und zwar in Form von Blogeinträgen und Kolumnen aus der Mitte des Silicon Valley. Denn, so haben ihm auch schon Freunde gesagt: «You are much better when you are short.»



Genie und Widerwärtigkeit: Schauspieler Kinski.



Am Schluss siegreich: Fussballer Materazzi.



Roter Teppich mit Kerzen: Popstar Carey.

Zivilisation

Der A-Faktor

Ein guter Künstler muss kein guter Mensch sein. Die Kulturgeschichte ist voll von Widerlingen, die Geniales schufen. Menschliche Abgründe machen den Unterschied. Das gilt auch im Sport und in der Politik. Von Peter Keller

Harvey Weinstein. Sein Name reicht, und schon läuft ein innerer sabbernder Film ab: Wollüstiger Produzent vergeht sich an jungen knospigen Schauspielerinnen, die er zu sich in die Hotelsuite lud, weniger, um Drehbücher zu besprechen, als sie zu Massagen und Oralsex zu bequatschen.

Und doch: Zusammen mit seinem Bruder schuf Harvey Weinstein grossartige Kinokunst. Es gehört zu den unauflöselichen Irritationen dieser Geschichte (eigentlich ein perfekter Drehbuchstoff für eine Miramax-Produktion), dass ausgerechnet dieser Morgenmantel-Chauvi tolle und durchaus kantige Frauenfiguren auf die Leinwand brachte. Die von Weinstein produzierten Filme sind voll davon: Catherine Zeta-Jones in «Chicago», Jennifer Lawrence in «Silver Linings», Juliette Binoche in «Der englische Patient» oder Uma Thurman in «Pulp Fiction».

Uma Thurman, die mehrmals mit Weinstein zusammenarbeitete, schwieg lange, bis sie umso drastischer schilderte, wie der Filmogul sie in einem Hotel sexuell bedrängte. Im gleichen Interview wirft sie dem Regisseur Quentin Tarantino ausgesprochene Brutalität am Set vor. Er habe sie bei den «Kill Bill»-Filmen, ebenfalls produziert von Weinstein, gewürgt und bespuckt – obwohl sie ausge-

rechnet die Rolle einer starken Frau verkörpern sollte.

Diven und Tyrannen

Hier liegt ein Missverständnis vor. Ein guter Künstler muss noch lange kein netter Mensch sein. Die Kulturgeschichte ist voll von Widerlingen, die Geniales schufen, von Grössenwahnsinnigen, Egozentrikern, Unsympathen, kurz A-Löchern. Reden wir stufengerecht vom

Thomas Mann war ein liebloser Familientyrann, Richard Wagner ein Antisemit.

A-Faktor, der nicht selten den Unterschied macht gegenüber dem Normalsterblichen. Thomas Mann war ein liebloser Familientyrann, Richard Wagner ein Antisemit, Picasso ein nach heutigen Begriffen übler Sexist – dem die Frauen gleichwohl scharenweise hinterhertapsten. Würden wir beginnen, die Kunstwelt nach Charakter und Anständigkeit auszuräumen, blieben ausser Shakespeare nicht unbedingt die Besten ihres Genres übrig; und Shakespeare auch nur deswegen, weil praktisch nichts über ihn als Privatperson bekannt ist.

Der A-Faktor ist kein männliches Privileg. Es ist allerdings schon so, dass Frauen subtilere Formen kennen, sich durchzusetzen – oder es gesellschaftlich weniger akzeptiert ist, dass Frauen sich um soziale Umgangsformen fougieren, obwohl sie es sich leisten könnten aufgrund ihres Talents oder ihrer Machtstellung. Tun sie es trotzdem, spricht man verschlüsselt von einer «Diva» oder munkelt darüber, wie «schwierig» diese oder jene Künstlerin sei. Prototypen dieser Kategorie sind Madonna oder Mariah Carey. Von Letzterer berichtet das People-Magazin *Intouch*, ihre Assistenten hätten das «Baglioni Hotel» in London nachts um zwei Uhr inspiziert, ob alles bereit sei für die Ankunft ihrer Chefin. «Die Diva selbst wurde während der Bestandsaufnahme immer wieder um den Block gefahren und stieg erst aus der Limo aus, als das Hotelpersonal einen roten, mit Kerzen umsäumten Teppich ausrollte!»

Es gehört zum Einmaleins der Geisteswissenschaften, dass man Werk und Schöpfer trennen muss. Auch ein Mörder kann wunderbare Gedichte schreiben und andersrum: Josef Stalin, der blutrünstigste aller Diktatoren, liebte Lyrik aus seiner Heimat Georgien. Dass Tarantino sich auf dem Set aufführte wie ein Wüterich, kann durchaus Kalkül sein. Damit



Das eine nicht ohne das andere: Regisseur Wedel.

treibt er Schauspieler in eine existenzielle Ausnahmesituation, damit sie eben nicht mehr nur «spielen», sondern aus sich heraus toben, begehren, verabscheuen. Was wäre Uma Thurman ohne Tarantino? Wahrscheinlich ein mässig erfolgreiches Ex-Fotomodell mit interessantem Gesicht, das auch rumschauspielerte.

Indios wollten Kinski beseitigen

Legendär sind die Berserker der Theaterbühnen: Claus Peymann, Peter Zadek, Peter Stein. Wutausbrüche, Demütigungen, aber auch Hingabe sind die Zutaten ihrer Arbeit. Dass ein unangefochtenes Regime Voraussetzung sein kann für einen Regisseur, mit einem Ensemble von selbstverliebten Schauspielern überhaupt inszenieren zu können, wird in der ganzen #MeToo-Debatte unterschiedslos mit sexueller Übergriffigkeit vermengt. Zum Harvey Weinstein Deutschlands geriet dabei Dieter Wedel, 76: Mehrere Frauen beschuldigten ihn, sie genötigt zu haben. Justiziabel war bislang keiner der Vorwürfe, erledigt ist der Filmemacher trotzdem. Auch eine Ex-Geliebte packte aus: «Er ist ein Despot, ein Choleriker, ein Narzisst.»

Das mag alles zutreffen, aber ist er deswegen ein Verbrecher? Oder ein mieser Regisseur? Die Gleichzeitigkeit von Genie und Widerwärtigkeit ist schwer zu ertragen, aber bei manchen Künstlern ist das eine ohne das andere nicht zu haben. Der Schauspieler Klaus Kinski war eine Zumutung, er konnte sich wegen einer Nichtigkeit über Stunden heiser schreien. Es gibt Aufnahmen von den Dreharbeiten zu «Fitzcarraldo» im Amazonas. Während das deutsche Filmteam die Ausbrüche Kinskis kennt, verfolgen die als Statisten engagierten Indios

still beobachtend die Szene. Später berichtet der Regisseur Werner Herzog, wie der Stammeshauptling ihm angeboten habe, Kinski diskret zu beseitigen. Man hätte sicher einen pfleglicheren Ersatz gefunden – aber auch einen mit derselben Intensität? Keiner hat je Büchners Woyzeck so bebend gespielt wie Kinski.

Das mag alles zutreffen, aber ist er deswegen ein Verbrecher? Oder ein mieser Regisseur?

Der Schweizer Kulturhistoriker Jacob Burckhardt (1818–1897) schrieb über das Wesen der historischen Grösse und verwahrte sich dagegen, dass «im folgenden sittliche Ideale der Menschheit sollten geschildert werden». Denn das grosse Individuum sei ja nicht zum Vorbild, «sondern als Ausnahme in die Weltgeschichte gestellt». Neben Philosophen und Künstlern ergründete Burckhardt in seiner Vorlesung vor allem politische Führungsgestalten, allesamt keine besonders sympathischen Zeitgenossen.

Dreckskerle im Sport

Auch in der profaneren Sportwelt herrschen ähnliche Gesetze. Der A-Faktor etwa im Fussball ist nicht geringer als in der Kunst. Die Wedel-Beschreibung «Despot, Choleriker, Narzisst» würde auch auf den Trainerstar José Mourinho zutreffen, so etwas wie ein Regisseur der grasgrünen Theaterbühne.

Offenbar mangelt es inzwischen an richtigen Typen im Fussball: Zu perfektioniert und in der Folge zu steril agiert heute die Mehrzahl der Profis. Sie halten sich mustergültig an taktische Anweisungen und einstudierte Laufwege und führen auch neben dem Platz ein mönchisch kontrolliertes Leben ohne Exzesse. Nur fehlt dann eben auch in der entscheidenden Situation der A-Faktor: einer, der mal reingrätscht, ein Dreckskerl wie der italienische Innenverteidiger Marco Materazzi, der im WM-Final 2006 seinen Gegenspieler Zinedine Zidane so lange reizte, bis dieser ihm einen Kopfstoss versetzte und dafür die rote Karte kassierte. Am Schluss holten die Italiener den Pokal.

Wir Schweizer sind verwöhnt mit King Roger, einem Genius auf dem Tennisrasen und einem Gentleman vor und nach dem Spiel. Längst sind alle Superlative vergeben, um die Eleganz und Klugheit dieses Jahrhundert-sportlers zu beschreiben. Gleichwohl kann Perfektion in Langeweile kippen, und man er tappt sich dabei, sich ein Armageddon des Filzballs auszumalen: Wie würde wohl ein ultimativer Match ausgehen zwischen Roger Federer und John McEnroe, zwischen dem helvetischen Tennistopstar und dem amerikanischen Beelzebub mit dem gewissen A-Faktor?

Literatur

Graue Hemden

Als Jungautor an der Leipziger Buchmesse stellte ich fest: Wir Schriftsteller sind Langweiler.

Von Anton Beck

Mitte März fand in Leipzig nicht nur die Buchmesse statt, sondern in den Hallen nebenan auch die Manga-Comic-Con. Probleme, die Besucher der Veranstaltungen zu unterscheiden, gab es nicht. Hier die grauen Hemden und besorgten Gespräche über die Lage der Welt. Dort die japanischen Comic-Kostüme und bunten Haare. Ich selbst gehörte zur Grauhemd-Masse und verhielt mich entsprechend. Ich bewarb meine neue Novelle, schlenderte durch die Fülle an «literarischen Cafés» und schaute den Verlegern und Autoren beim Netzwerken zu. Die hochgelobten Stars der Buchmesse liess ich mir nicht entgehen und stellte mich in eine endlose Schlange, um von einem gelangweilten und wortkargen Bernhard Schlink ein Gekritzel in mein Buch zu bekommen. Die Buchmesse-Besucher verhielten sich ruhig, hörten aufmerksam zu, wenn jemand vorlas, und nickten verständnisvoll. Dass die deutschsprachige Literatur nicht der reinste Punk ist, wusste ich. Hier wurde es mir aber noch einmal sehr bewusst.

Kein Knutschen mit Peter Stamm

Womöglich lag es daran, dass die bunten Comicfans, die sich hin und wieder an die Buchmesse verirrt, unsere Benimmregeln über Bord warfen. Die Ninjas und zweibeinigen Einhörner lagen sich verliebt in den Armen, machten mit rausgestreckter Zunge Fotos von sich und meinten im Gespräch, die «gehobenen Literaten» interessierten sie nicht.

Dabei hatte ich an der Messe einige Jungautoren kennenlernen dürfen, deren Geschichten von allem Möglichen erzählten, nur nicht von elitären Gesellschaften. Sie prangern genau diese abgeschotteten Ballungsräume in der Politik, der Wirtschaft – und ja, auch im Literaturbetrieb – an. Muss Literatur nicht genau das? Auch all die gesetzten Schriftsteller musste doch der Wunsch antreiben, mehr zu erreichen als den kleinen privaten Vorteil. Sonst hätten sie Banker werden können. Waren Schriftsteller nicht diejenigen, die Geschichten erzählen, die den Menschen abseits aller Konventionen berühren? Und hätten sie sich an einer solchen Messe dann nicht anders präsentieren müssen? Als vor mir zwei blauhaarige Ninjas zu knutschen begannen, entschloss ich mich, diese Fragen zu vergessen. Immerhin konnte ich Peter Stamm zu einem Selfie mit mir überreden. Meine Zunge behielt ich allerdings drin. Er auch.



Die Bibel

Abstieg und Aufstieg

Von Peter Ruch

Um im Auftrag Gottes den neuen König zu finden, musterte der Richter Samuel alle Söhne Isais und erkannte jedes Mal: *Auch diesen hat der Herr nicht erwählt* (1. Samuel 16,8). Zuletzt präsentierte Isai seinen Jüngsten namens David, dem er keine Chance eingeräumt und den er auf der Schafweide gelassen hatte. Aber genau der sollte König werden! Der König Saul, dessen Nachfolge zu regeln war, war seinerzeit als junger, schöner und tüchtiger Krieger berufen worden und hatte alle überragt (9,2). Nun hatte ihn Gott verworfen. Sauls tragischer Abstieg und Davids Aufstieg zeigen, dass die menschliche Gesellschaft durchlässig sein soll. Im Nobody steckt ein König und umgekehrt. Die Bibel verdeutlicht die Gleichwertigkeit – nicht Gleichheit – aller Menschen noch mit vielen weiteren Geschichten. Und die Moderne hat dieses Prinzip in hohem Masse realisiert. Der Aufstieg, wenn auch nicht bis zum Thron, steht jedem offen, der tüchtig ist und Glück hat. Auch die Bildungssysteme des Abendlandes waren lange darauf angelegt, alle Schüler optimal zu fördern, wo nötig in Sonderklassen.

Vermutlich haben wir diesen Zenit überschritten und steigen ab. Genauer: Das neue Schulsystem bewirkt, dass nicht mehr alle aufsteigen können. Eltern lotsen ihre Kinder kostspielig ins Gymnasium. Lehrlinge ohne Berufsmatur riskieren Geringschätzung. Dieser gesellschaftliche Defekt wird mit der Etikette «Integration» überkleistert. Durch Integration bleiben aber Lernschwache liegen. Manche Berufe wurden akademisiert, um mehr Anerkennung und höhere Lohnklassen zu erreichen. Beides ist peinlich, und das zweite klappt weitgehend nur beim Staat. Fachhochschulen spielen Uni und vernachlässigen den Praxisbezug. Was zum Beispiel ich in der *Stifti* gelernt habe, war fürs Leben ebenso wertvoll wie der Schulrack der Abendmatura und der Universität. Die Nachprüfung unseres Denkens sowie des verdrehten Schulsystems ist fällig. Denn die Gleichwertigkeit aller Menschen ist die Basis des gedeihlichen Zusammenlebens.

Peter Ruch, ursprünglich Handwerker, absolvierte ein Abendgymnasium und war nach dem Theologiestudium 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.



Mysteriöses Verhalten: «Thelma» mit Eili Harboe (r.).

Kino

Tauchgang unters Seeleneis

Dem Film «Thelma» aus Norwegen gelingt das Kunststück, amerikanischen Horror à la «Carrie» mit Henrik Ibsens «Nora» zu fusionieren. Von Wolfram Knorr

Sie steckt wie «Alice im Wunderland» in einem Kaninchenbau und zugleich in einer «Schneewittchen»-Falle. Weiss wie ein Leichentuch, eisig wie ein Gefrierraum ist Thelmas Wirklichkeit. Als Sechsjährige begleitet sie den Vater zur Jagd auf den zugefrorenen See. Unter der Eisschicht sieht sie Fische schwimmen. Am Ufer, im tiefen Schnee, zwischen Bäumen, steht ein Reh. Der Vater hebt die Waffe, richtet sie auf das Reh – und schwenkt sie dann in Richtung von Thelma. Mit dieser böse-verwirrenden Szene beginnt der Psycho-Spuk «Thelma», eine surreale Steigerung von Henrik Ibsens «Nora».

Auch später, als Studentin, vermag sich Thelma (Eili Harboe) aus dem christlich-bigotten «Puppenheim» ihrer religiös fanatischen Eltern nicht zu befreien. Sie kann nur nach innen brennen. Dort lodert ein Flammenwerfer, der einst ihr Brüderchen ins Eis jagte. Seitdem wachen die Eltern mit Argusaugen über ihre Tochter, auch im fernen Oslo, wo sie zu studieren beginnt. Besuchen sie Thelma, wird sie von ihnen gemustert, als wollten sie mit ihren Blicken und Fragen die Tochter häuten. Vielleicht reagiert sie deshalb auf Herausforderungen mit scheinbar epileptischen Anfällen. So auch bei der Bekanntschaft mit Anja (Tanya Wilkins), zu der sie sich hingezogen fühlt, aber es sich nicht eingestehen darf. Ihr Glaubenskor-

sett ist so straff, dass sie lieber nach Hause, in die Arme der Eltern, flüchtet, zurück in den Kaninchenbau – bis sie hinter ein Geheimnis kommt.

Lodernder Racheakt

«Thelma», vom norwegischen Regisseur Joachim Trier, enthüllt Schritt für Schritt das mysteriöse Verhalten der Mutter, die leidend an den Rollstuhl gebunden ist, und des Vaters, der sein Kind erschiessen wollte. Thelma, zwischen den Eltern und der begehrten Anja hin und her gerissen, windet sich wie in einer Psy-

Regisseur Trier und sein Co-Autor Eskil Vogt meiden Spektakel nach Hollywood-Art.

cho-Garrotte – das Leben ist für sie ohnehin ein zerbrechlicher Glasboden. Das entfaltet mit kalt kadrierten Bildern eine Suggestivkraft, die Trier raffiniert mit jeder neuen Enthüllung über Thelmas Dusterleben im Kaninchenbau aufbaut. Die Assoziation zur legendären stephen-kingschen «Carrie» (1977), die sich aus ihrer religiösen Unterdrückung mit einem Blutbad befreit, ist Absicht. Aber Trier und sein Coautor Eskil Vogt meiden Spektakel nach Hollywood-Art und

sind in ihrer subtilen Seelenerkundung Thelmas dem berühmten Landsmann Henrik Ibsen (1828–1906) viel näher. Ibsens «Puppenheim» ist zum irrealen Kaninchenbau mutiert, dem Thelma nur mit Qual und Wut entsteigen kann. Höhepunkt ist ihr lodernder Racheakt am Vater. Danach erst ist sie frei, auch frei für eine Beziehung mit Anja. Trier erzählt das ohne Trick- und Blutmätzchen, aber mit übersinnlichen Einfällen, die zunächst befremdlich wirken, aber zunehmend fesseln. Das ist – klar – auch Eili Harboe als Thelma zu danken, einer apart «verwunschenen» Mischung aus «Alice im Wunderland» und «Schneewittchen». Ein Coming-of-Age-Drama, ein feministisches Bekenntnis, ein übernatürlicher Spuk – alles lässt sich bei diesem Tauchgang unter die Eisschicht in dunkle Seelentiefen finden. ★★★★★

Weitere Premieren

The Insult — Ein libanesischer Christ und ein palästinensischer Flüchtling geraten im Libanon aneinander, bis sie vor Gericht landen. Die Medien berichten darüber und bringen die Volksseele zum Brodeln. Autor und Regisseur Ziad Doueiri hat das Lehrstück im Stil von Brecht handwerklich professionell umgesetzt, aber auch zum Libanon-Komödiestadel verharmlost. ★★★★★

Peter Rabbit — Nach Beatrix Potters berühmtem Kinderbuch hoppelt eine Langohrbande, angeführt von Peter, durch ein Gartenschlaraffenland, das ihr der mürrische Hasenhasser McGregor (Sam Neill) madig zu machen versucht. Neben Liebe und Romanzen gibt's quirligen Slapstick, und Will Gluck (Regie) und Rob Lieber (Buch) verquirlen das mit Witz und Niveau. ★★★★★



Quirliger Slapstick: «Peter Rabbit».

Mobile Homes — Ali (Imogen Poots), ohne Wohnsitz und Halt, stromert mit ihrem achtjährigen Jungen Bone (Frank Oulton) ziellos durch Kanada, findet ein bisschen Halt beim blonden Luftikus Evan (Callum Turner), der für seine kleinkriminellen Deals den kleinen Bone einsetzt. Als Evan damit zu weit geht, flüchten Ali und ihr Junge in ein mobiles Haus, das hoch in den Norden transportiert wird. Beim väterli-



Ziellos durch Kanada: «Mobile Homes».

chen Mobile-Home-Betreiber Robert (Callum Keith Rennie) finden sie erstmals eine Bleibe, aber nicht für lange. Ein kleiner, aber wunderbarer kanadischer Film über die Sehnsucht nach Überwindung der Heimatlosigkeit. ★★★★★

Et au pire, on se mariera — Die vierzehnjährige Aïcha (Sophie Nélisse), ein bockiger, mauliger Teenager, trauert ihrem Stiefvater Hakim nach, den die Mutter rausgeschmissen hat. Im schönen, doppelt so alten Baz (Jean-Simon Leduc) glaubt sie eine neue Liebe gefunden zu haben. Er ist charmant, voller Vertrauen, Väterlichkeit – nur den Liebhaber verweigert er. Und so bahnt sich, aufgrund Aïchas hartnäckiger Traumseligkeit und ihrer Lügen, bald eine Katastrophe an. Nach dem gleichnamigen Roman von Sophie Biennu gelang der schweizerisch-kanadischen Regisseurin Léa Pool («Maman est chez le coiffeur») mit dem Film ein eindrückliches Coming-of-Age-Drama mit einer beeindruckenden Sophie Nélisse. ★★★★★

Tomb Raider — An der Neuauflage der legendären Game-Kreation Lara Croft ist nur Alicia Vikander als Lara prima, vor allem ihre haselnussbraunen Augen! Der Rest ist Konfektion. ★★★★★

Knorrs Liste

1	The Shape of Water Regie: Guillermo del Toro	★★★★★
2	Three Billboards Outside... Regie: Martin McDonagh	★★★★★
3	Molly's Game Regie: Aaron Sorkin	★★★★☆
4	Eldorado Regie: Markus Imhoof	★★★★☆
5	I, Tonya Regie: Craig Gillespie	★★★★☆
6	The Post Regie: Steven Spielberg	★★★★☆
7	Darkest Hour Regie: Joe Wright	★★★★☆
8	Tomb Raider Regie: Roar Uthaug	★★★★☆
9	Red Sparrow Regie: Francis Lawrence	★★★★☆
10	Early Man Regie: Nick Park	★★★☆☆

Jazz

Yesterday's Swing and Punch

Von Peter Rüedi

Die alte Hammond B3, die elektrische Orgel, die Laurens Hammond in den dreissiger Jahren erfunden hatte und die zunächst im Schummerlicht eher zweifelhafter Unterhaltung oder in der schwarzen Kirchenmusik eine Rolle spielte, ist in den Fünffzigern auch im Jazz wichtig geworden. Jimmy Smith (1928–2005) hatte «the beast» für avanciertere Spielweisen des modernen Jazz entdeckt. Ein trivialer, etwas altmodischer Hautgout haftet ihr indes bis heute an – gerade weil sie in Zeiten des Hardbop-Mainstreams und im Zusammenhang des Rhythm'n'Blues für einen so zeitspezifischen Sound stand – trotz ihrer dynamischen Möglichkeiten: Jimmy Smith spielte sie, als hätte er eine ganze Big Band unter den Händen und Füßen. Nach Smith war Larry Young die letzte charismatische Figur in der Geschichte der Hammond B3, die in der Folge im Zeitalter von Fusion und Jazzrock mehr und mehr von Synthesizern verdrängt wurde. Young projizierte den modalen Jazz eines John Coltrane auf den alten Powerkasten, namentlich mit der Gruppe Lifetime des Drummers Tony Williams gelangen ihm Aufnahmen, auf denen der Orgel nichts Demodiertes mehr anhaftet.

Auf seiner jüngsten CD setzt der in Bern lebende und lehrende Organist (und Pianist) Günter Kühlwein Larry Young am Schluss programmatisch ein Denkmal («One For Larry»): als End- und Gipfelpunkt der Geschichte der Hammond B3. Ansonsten beschwört Kühlwein eher die Aura seines Instruments, als dass er es partout in eine neue Aktualität reisen würde. Was keineswegs meint, er begnüge sich mit Partnern wie dem Drummer Davis Elias, den sich abwechselnden Gitarristen Francis Coletta, Rainer Weber und Thomas Moeckel (auch an der Trompete) und, in zwei Highlights, dem Tenoristen Andy Scherrer mit einem nostalgischen Aufguss der Tempi passati. «7 Gates» (so heisst die CD) ist erstklassiger Mainstream, was heisst: Hier wird nicht gerade eine neue Sprache erfunden, wohl aber werden in einer altvertrauten lauter spannenden Geschichten erzählt, mit viel Swing, Power und Finesse im Detail. Ein mitreissendes Vergnügen.



Günter Kühlwein & Friends:
7 Gates. TCB 35802

Kastanienbankett

In Rom wurde es allmählich Mitternacht. Zu dieser Stunde waren die meisten römischen Priester mit Beten beschäftigt. Im Apostolischen Palast hingegen, der Residenz des Papstes, spielte sich etwas ganz anderes ab: Fünfzig nackte Kurtisanen waren bei einer Orgie zugange. *Von Giles Milton*

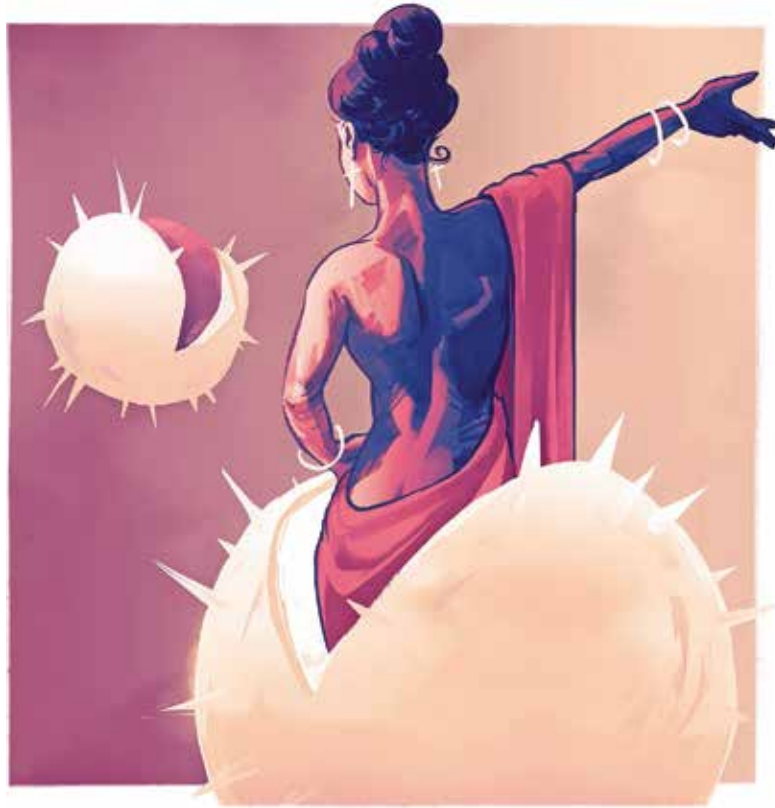
Es war der 30. Oktober 1501, und die Nacht sollte als eine der obszönsten in die Papstgeschichte eingehen. Das sogenannte Kastanienbankett war für Papst Alexander VI. von seinem Sohn, dem Kardinal Cesare Borgia, organisiert worden. Es soll in dieser Nacht dermassen ausschweifend zugegangen sein, dass katholische Gelehrte grossen Aufwand betrieben und viel Zeit damit verbracht haben, zu beweisen und zu versuchen, dass der Anlass nie stattgefunden habe.

Doch sind ihre Dementis glaubhaft? Die detaillierteste Beschreibung des Banketts wurde vom Zeremonienmeister des Papstes, Johannes Burchard, geschrieben. Er war der Autor des «Liber notarum», eines offiziellen Protokolls der wichtigsten päpstlichen Zeremonien, inklusive offizieller Visiten und Privatanlässe. Zu den im «Liber notarum» beschriebenen Anlässen gehörte auch das Kastanienbankett.

Burchard war ein Elsässer Priester, der dank seiner intellektuellen Brillanz gleich fünf Päpsten hintereinander diente. Sein «Liber notarum» ist ein ausgesprochen seriöses Werk mit ausführlichen Beschreibungen der verschiedenen päpstlichen Zeremonien, gemischt mit Darlegungen von Kirchenmusik und polyphonen Chören.

Gemäss Burchard fand das berüchtigte Bankett im Apostolischen Palast statt, einem riesigen Gebäude mit über tausend Gemächern. Papst Alexander VI. sei bester Laune gewesen. Das Essen sei üppiger gewesen als bei früheren Festmählern, und der Wein sei in grosszügiger Fülle geflossen. Auch die fünfzig Tänzerinnen hätten mit ungewöhnlicher Souveränität agiert.

Es war schon spät, als die letzten Gerichte verzehrt wurden, doch niemand war in der Stimmung, sich schlafen zu legen. Die Dienerschaft räumte ab und führte die fünfzig tanzenden Prostituierten hinaus in einen Vorraum, wo sie sich auszogen. Als sie in die Bankethalle zurückkehrten, wo der Papst noch immer dem Wein zusprach, waren sie splitternackt.



Schlüpfrige Geschichte: Chronist Johannes Burchard.

Laut Johannes Burchard verkam der Abend rasch zu einer sexuell aufgeladenen Variétévorstellung. «Nach dem Essen wurden die Kandelaber mit den brennenden Kerzen von den Tischen auf den Boden gestellt, Kastanien wurden verstreut, welche die zwischen den Kandelabern auf Händen und Füssen kriechenden nackten Kurtisanen aufnahmen, während der Papst, Cesare und dessen Schwester Lucrezia zuschauten.»

Nach einigem Alkoholgenuss artete die Soirée in eine Orgie aus. «Es wurden Preise angekündigt für diejenigen, die mit den Kurtisanen den Akt am häufigsten vollziehen könnten.» Zu den Preisen gehörten edle Schuhe und Tuniken aus Seide.

Spätere Autoren schmückten die Geschichte noch aus und berichteten, der Papst selbst habe Preise verteilt an die Kardinäle und Priester, die am häufigsten ejakuliert hätten, «denn der Papst bewunderte Männlichkeit sehr und bemass eines Mannes Potenz nach seiner Ejakulationsfähigkeit».

Katholische Kommentatoren haben lange behauptet, die ganze Geschichte sei erfunden. Der vehementeste Verfechter des Papstes, der belgische Bischof Monsignor Peter de Roo, war so entrüstet über diese Erzählungen von

sexuellen Ausschweifungen, dass er Jahre seines Lebens damit verbrachte, sie zu widerlegen.

«Wir haben unsere Suche nach Tatsachen und Beweisen von Land zu Land geführt», schrieb er in seinem enzyklopädischen «Material for a History of Pope Alexander VI: His Relatives and His Time». «Wir haben weder Mühen noch Geld gescheut, um zu erforschen, wer Alexander VI. war, wessen er beschuldigt wurde und, besonders, was er tat.»

Peter de Roo gab zu, verwundert gewesen zu sein, dass der sonst so zuverlässige Johannes Burchard eine solch schlüpfrige Geschichte in sein «Liber notarum» aufgenommen hatte: «Wie konnte er so plötzlich von seiner gewohnt anständigen Darstellungsweise zur niedrigsten Arbeit eines schmutzigen Schreiberlings sinken?» Nach langen Recherchen kam er zum Schluss, dass Burchard

mit der anstössigen Passage nichts zu tun habe: Seiner Ansicht nach hatten Feinde des Papstes sie nachträglich eingefügt. Er räumte aber auch ein, dass der Sohn von Papst Alexander VI., der befremdliche Cesare, durchaus an einer «wahrhaftig tierischen Szene» beteiligt gewesen sein könnte.

Stolperstein für Apologeten wie Peter de Roo ist die Tatsache, dass Alexander VI. einer der berüchtigtsten Renaissancepäpste war. Sein Familienname Borgia wurde zum Inbegriff für Skandale, Korruption und Unmoral.

Seine erste Geliebte war Vanozza de' Cattanei, eine italienische Adlige, mit welcher er eine lange Affäre hatte. Diese begann zwei Jahre nachdem er zum Kardinal von Albano ordiniert worden war, einem Ort in der Nähe von Rom.

Sie hatten vier Kinder, Giovanni, Cesare, Lucrezia und Jofré, die alle mit Geld und Ehren überhäuft wurden. Besonders gern mochte Papst Alexander Cesare und Lucrezia, die auch beim Kastanienbankett dabei gewesen sein sollen.

Schliesslich wurde Alexander Vanozzas überdrüssig und wandte sich der jungen Giulia Farnese zu, einer von Roms grossen Schönheiten. Sie wurde beschrieben als Frau «mit

dunkler Hautfarbe, schwarzen Augen, einem runden Gesicht und von besonderer Leidenschaftlichkeit».

Giulia war verheiratet mit dem reichen Aristokraten Orsino Orsini, doch Papst Alexander liess sie in einen Palast bringen, der an die päpstliche Residenz angrenzte. So liessen sich heimliche Besuche leichter bewerkstelligen.

Er versuchte, ihre Beziehung geheim zu halten, aber schon bald verbreiteten sich in Rom Gerüchte. Giulia wurde bekannt als «Hure des Papstes» oder «Braut Christi». Sie gebar eine Tochter, Laura, doch ist nicht bekannt, ob deren Vater Orsino oder der Papst war.

Anlässlich der Wahl von Papst Alexander VI. war von Bestechung die Rede gewesen, und die missbräuchliche Verwendung von Geldern zeichnete seine Zeit als Papst aus. Als der florentinische Mönch Girolamo Savonarola des Papstes sündigen Lebenswandel anprangerte, soll Alexander laut herausgelacht haben.

Papst Alexander strebte während seiner Amtszeit danach, das Ansehen der Familie Borgia zu vergrössern, und war dabei äusserst erfolgreich: Seine Söhne und seine Tochter heirateten in die führenden Adelsfamilien ein.

Er starb schliesslich 1503 im fortgeschrittenen Alter von 72. Wie es Brauch war, wurde seine Leiche aufgebahrt, sie begann sich in der Augushitze aber sehr rasch zu zersetzen. Laut dem italienischen Theologen Raffaello Maffei war «die missgestaltete, schwarzverfärbte Leiche ein ekelregender Anblick. Sie war heftig angeschwollen und verströmte einen pestilenzialischen Gestank. Seine Lippen und seine Nase waren bedeckt mit braunem Geifer, sein Mund stand weit offen, weshalb weder Anhänger noch Gläubige seine Füsse oder Hände zu küssen wagten, wie es der Brauch erfordert hätte.»

Die Wahrheit über das Kastanienbankett wird vielleicht nie bekanntwerden. Fest steht nur, dass Johannes Burchard ein ungewöhnlich genauer Chronist und Papst Alexander VI. für seine illegitimen Kinder berüchtigt war. Selbst wenn er an der Orgie nicht aktiv beteiligt gewesen sein sollte, hält er den zweifelhaften Rekord, mehr Kinder gezeugt zu haben als jeder andere Papst.

Giles Milton, 52, ist Historiker und Bestsellerautor. Seine Werke wurden in über zwanzig Sprachen übersetzt. Er schreibt an dieser Stelle wöchentlich über «Mysterien der Weltgeschichte». Der «Meister der Geschichtserzählung» (*Sunday Times*) lebt in London und im Burgund. www.gilesmilton.com

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Lesen Sie nächste Woche:

«Agatha Christies rätselhaftester Fall»



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Ich bin ein Mensch voller Missgunst. Heimlich freue ich mich, wenn andere scheitern. Überall wird von Empathie geredet, ich selber fühle kaum mit anderen mit, erst recht nicht mit Leuten, die ich nicht kenne. Brauche ich psychologische Hilfe? Werner G., Zürich

Woran fehlt es, wenn Menschen jedem Mann und jeder Frau mit Missgunst begegnen? Warum Sie – wie Sie schreiben – jedem seinen Erfolg missgönnen und sich freuen, wenn einer scheitert und die Schadenfreude bei Ihnen Tagesfreude wird? Möchten Sie das nicht einmal herausfinden?

Dass man bei jemandem, den man nicht mag, ja den man sogar hasst, Freude empfindet, wenn er scheitert, ist ja noch verständlich und braucht noch nicht allzu grosse persönliche Verunsicherung hervorzurufen – auch wenn es wohl besser ist, diese Schadenfreude zu unterbinden. Aber wenn Missgunst und Schadenfreude allgemein allen Menschen gegenüber eine Erscheinung ist, dann ist eine gründ-

liche Selbstwahrnehmung nötig. Wer die Menschen liebt, wer Menschen so nimmt, wie sie sind, mit ihren besonderen Stärken und Schwächen, und, vor allem, wer sich selbst auch als das empfindet, was er ist, der empfindet sein Gegenüber so, dass er sich mit diesem freut, leidet, mit diesem fühlt. Auch unbewusst.

Es empfiehlt sich, zunächst Menschen zu betrachten, zu beobachten und sich in sie etwas zu vertiefen. Dann beginnt man, sich für diese zu interessieren. Das führt erfahrungsgemäss dazu – auch aus der Ferne –, dass man mit den Menschen und an ihren Schicksalen teilnimmt. Man fühlt dann mit, ohne dass man sich Mühe geben muss. Zumindest ein Versuch würde sich lohnen – und zwar zu Ihrem eigenen Vorteil.

Seien Sie dabei auch offen für Ihre eigenen Gefühle. Es wird dann leichter und bedeutet eine Bereicherung auch für Sie selbst. Wir alle sind nur Menschen! Eine psychologische Hilfe ist vorerst nicht nötig. Wenn die Selbstwahrnehmung nichts nützt, können Sie immer noch eine solche Hilfe zuziehen.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Föhrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

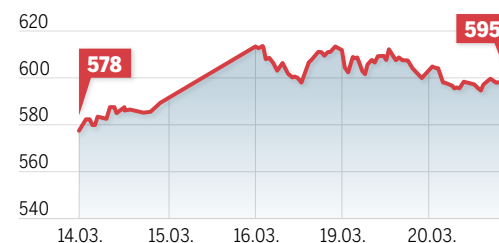
Gewinner der Woche

Diskreter Champion Inficon

Das im Jahr 2000 entstandene Unternehmen Inficon ist ein diskreter Champion der modernen Industrie. Existiert haben die Inficon-Geschäfte allerdings schon vorher, sie wurden 2000 aus dem damaligen Konzern Unaxis ausgegliedert und an die Börse gebracht, weil sich Unaxis (vorher Bühler, heute OC Oerlikon) auf Informationstechnologie konzentrieren wollte. Inficon mit Hauptsitz in Bad Ragaz ist auf Geräte und Software der Sensor- und Messtechnologie sowie zur Kontrolle von industriellen Prozessen ausgerichtet, die zum Teil unter Vakuum stattfinden. Die Technik ist modern, die Finanzen sind konservativ, ohne Schulden, mit einer Eigenkapitalquote von hohen 77 Prozent, die jüngst erst noch mit einer Eigenkapitalrendite von gut 30 Prozent glänzten. Kürz-

Aktienkurs von Inficon

Vom 14. März bis 20. März 2018, in Franken



lich wurden speziell gute Ertragszahlen für den Schlusszeitraum von 2017 bekanntgegeben. Der Aktienkurs verläuft oft ziemlich nervös, ist aber über die letzten zwei Jahre insgesamt um rund 130 Prozent gestiegen. *Beat Gygi*



Thiel

Hawking

Von Andreas Thiel

Wissenschaftler: Bald wird der Mensch ewig leben.

Banker: Dann steigen die Bodenpreise.

Wissenschaftler: Das spielt dann keine Rolle mehr, denn alle Menschen werden reich sein. Roboter werden für die Menschen arbeiten.

Banker: Die Roboter werden aber etwas kosten.

Wissenschaftler: Im Gegenteil. Die Roboter werden dem Menschen noch Geld von der Arbeit mit nach Hause bringen.

Banker: Ohne Arbeit wird der Mensch krank.

Wissenschaftler: Das macht nichts. Selbst Krebs wird heilbar sein.

Banker: Dann fallen Pharma-Aktien.

Wissenschaftler: Na und?

Banker: Dann gibt es kein Geld mehr für die Forschung.

Wissenschaftler: Das ist ja schrecklich!

Banker: Wieso?

Wissenschaftler: Der Wissenschaft dürfen keine Grenzen gesetzt werden.

Banker: Abgesehen vom Horizont der Wissenschaftler.

Wissenschaftler: Stell dir vor, du könntest ewig leben.

Banker: Die Religionen verkünden das schon lange.

Wissenschaftler: Aber das ist doch etwas völlig anderes.

Banker: Wieso? Mir kommt unsere Wissenschaft vor wie eine Vermählung von Religion und Statistik. Und das Kind, welches aus dieser Ehe hervorgegangen ist, heisst Pharma-Industrie.

Wissenschaftler: Aber die Wissenschaft unterscheidet sich doch schon ganz deutlich von der Religion.

Banker: Wieso? Beide verkünden das ewige Leben. Die einen vor und die anderen nach dem Tod.

Wissenschaftler: Stephen Hawking hat gesagt: «Es gibt kein Leben nach dem Tod.»

Banker: Und jetzt, wo er es besser weiss, hört ihn keiner mehr.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Ehrenamtlich bis zum letzten Gipfeli

Reibereien bei der Red Cross Gala; Cocktails an der Bahnhofstrasse.

Von Hildegard Schwaninger

Die Red Cross Gala in Zürich, die alle zwei Jahre stattfindet, war zweifellos die glamouröseste Wohltätigkeitsveranstaltung der Stadt. Zu danken ist das den Damen des Komitees, die sich voll in die Bresche warfen, um diesen Event einzigartig zu machen und möglichst viel Geld für den guten Zweck aufzutreiben. Das Team, angeführt von **Hilda Burger-Calderon** (Mitbesitzerin PKZ Mode), bestand aus Damen der Gesellschaft: **Amaya Albers-Schönberg, Susan Bär, Marilo Illy, Clarissa Zehnder, Sasha Prenosil, Yogini Kakar** – Frauen, die mit gutbetuchten, einflussreichen Männern (Vaudoise-Versicherung, Credit Suisse, Confiserie Sprüngli etc.) verheiratet und bestens vernetzt sind. So konnten sie für ihre Gala eine hochkarätige Gästeliste erstellen sowie super Sponsoren bekommen. Die Gala war jedes Mal in Lichtgeschwindigkeit ausverkauft, der Ertrag enorm. Die letzte brachte über 800 000 Franken.

Die Frauen leisteten ihre Dienste zu hundert Prozent ehrenamtlich. Sie reisten in die Länder, für die sie Geld sammelten, besuchten Krankenhäuser, Schulen und Kinderheime, und es war Ehrensache, dass sie alles selber bezahlten – «bis zum letzten Gipfeli», wie eine der Damen betont. Flüge, Hotelaufenthalte – es gab keinerlei Spesen, die Frauen gaben nur. Ihr Lohn waren der Erfolg der Gala und die Freude der Beschenkten.

Jetzt – nach sechzehn Jahren – haben sie dem Roten Kreuz ihre «Freundschaft» gekündigt. Der Grund: PR-Unternehmer **Siro Barino**, dem sie «schlechte Manieren und arrogantes Gehabe»

vorwerfen. Barino organisierte für die Red Cross Gala jeweils die Presseleute, sorgte dafür, dass «Glanz & Gloria» und People-Journalisten kamen. Er gestaltete die Werbebroschüre und organisierte das Unterhaltungsprogramm für die Gala. Dem Vernehmen nach soll er dafür jeweils 60 000 Franken erhalten haben. Was das Komitee erboste, war, dass Barino sich «Gründer und Organisator» der Red Cross Gala nennt, «dabei war er unser Angestellter», so eine der Komitee-Damen. Dass er nun auch eine Red Cross Gala in St. Moritz initiiert hat, wird die Damen des Komitees auch nicht gefreut haben (obwohl Burger-Calderon an der Gala im «Kulm Hotel» mit ihrer Anwesenheit Solidarität zeigte).

Die Damen des Komitees kündigten dem Roten Kreuz schriftlich. Antwort bekamen sie bisher keine. Kein Zeichen der Dankbarkeit, keines des Bedauerns. Das hilfsbereite Ladys-Septett blickt nun in die Zukunft und schenkt Herzblut und Energie einer neuen Charity. Hilda Burger-Calderon ist Kolumbianerin, sie und ihre Mitstreiterinnen kümmern sich jetzt um Bambi Homes, ein von einem Berner Arzt vor dreissig Jahren gegründetes Hilfswerk für alleinerziehende Mütter in Kolumbien.

Siro Barino erfährt von der *Weltwoche*, dass das Komitee gekündigt hat. Der Vorwurf der Arroganz erstaunt ihn. «Zwei Damen des Komitees haben mir noch vor drei Wochen zur Geburt meiner Tochter gratuliert.» Er arbeitet an der Planung für die Red Cross Gala 2019. Das Rote Kreuz teilt auf Anfrage mit, man werde «mit der



Fast verliebt

Falsche Feministen

Von Claudia Schumacher

Du brauchst mir deine Hände nicht zu geben», rezitiert Céline ein Gedicht. Dramatische Pause, sie zieht an ihrer Zigarette, lässt den Rauch durch die Lippen wabern und fährt fort: «Ich halt' mich selber,

komm' halt du dagegen. Ich will nur einen kleinen Platz in deiner Welt, und manchmal einen Stern, der auf uns fällt.»

Sie hat schon Beknackteres von sich gegeben, diese Zeilen sind... «von Annette Berr – schön, nicht?», applaudiert Céline sich selbst zu. Immer ihrer Wirkung bewusst, da begegnet sie ihrem Freund, dem Instagrammer Jay7, auf jeden Fall auf Augenhöhe. Céline wirkt zufriedener als letztes Mal. Das mag an der Crêpe mit Zimt und Zucker in ihrer Hand liegen. Vielleicht aber auch daran, dass ihr heikles Projekt, das Führen einer feministischen Beziehung, offenbar in die Gänge kommt.

«Ich habe gestern meine Tage bekommen», sagt sie, «und bisher haben wir jedes Mal am ersten Tag meiner Periode, oder kurz vorher, gestritten.» Sie sei nicht stolz darauf, und ja, sie frage sich auch manchmal, ob ihre hormonell bedingte Zickigkeit nicht allzu gut dem



Verstimmung: Unternehmer Barino.



Die Damen des Red-Cross-Gala-Komitees.



«Klein, aber fein»: Marco Pfeiderer.

bisherigen Agentur weiterarbeiten» und plane «einen Relaunch der Gala in Zürich».

Donnerstagabend, grosse Einladungen an der Bahnhofstrasse: Bally lud zum Cocktail, Louis Vuitton auch. Überall strenge Gesichtskontrolle: Zutritt nur für Leute auf der Gästeliste. An beiden Anlässen war fürs Catering Marco Pfeiderer, bekannt für «klein, aber fein», engagiert. Bally gehört jetzt den Chinesen, aber «es ändert sich nichts», wie Marisa Cramer, General Manager Zürich, versichert. Hier wurden bunte Hotdogs und vegane Burger serviert, die zu den Sneakers passten, die von einem Künstler namens Mirko «personalisiert» wurden. Man konnte sich seinen Namen, sein Monogramm, eine Blume, ein Herz oder einen Vogel auf die Sneakers «tätowieren» lassen. Reger Zuspruch!

Bei Louis Vuitton liess Marco Pfeiderer zum eisgekühlten Champagner kunstvolle Häppchen auffahren, die wie Petits Fours aussahen: «Pralinés» aus Poulardenbrust, Karottenmousse, Jakobsmuscheln et cetera. Passend zur coolen Mode! Die Ugly Sneakers, definitiv It-Piece der Stunde, waren leider ausverkauft, jedenfalls Grösse 41. Sie kosten 1000 Franken – also Geld gespart. Am gleichen Abend eröffnete, wo früher der Schmuck- und Uhrenhändler Franz Türler war, Harry Winston, «King of Diamonds». Harry Winston gehört der Swatch-Gruppe, CEO ist Nayla Hayek.

In der Kolumne über den Opernball wurde Ariel Goekmen irrtümlich als CEO der Schroder & Co Bank bezeichnet. CEO der Schroder & Co Bank ist Adrian Nösberger, Ariel Goekmen ist Leiter Private Clients Zürich. Wir bitten um Entschuldigung.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

patriarchalen Klischee von der menstruierenden Frau entspreche. «Aber ich sage mir dann, dass ich eben sensibler und tiefgründiger werde, wenn ich blute, und dann nur Unstimmigkeiten wahrnehme, die ja eh da sind...»

Lange Rede, kurzer Sinn: Dieses Mal hätten sie nicht gezofft, Premiere! «Gratuliere», sage ich. «Ja, ist toll, nicht?», meint Céline. Es sei ein Zeichen dafür, dass ihre feministische Liebe langsam funktioniere.

Lange hat sie gelitten, trotz Verliebtheit. Dass sie den ersten Schritt machte, erschien ihr unweiblich und nagte an ihr. Ausserdem richtete sich Jay7 in seinem eigenen Bekenntnis zum Feminismus teilweise wie ein fauler Pascha ein. «Starke Frauen vor!», lautete seine Devise – was oft hiess, dass Céline jede Entscheidung treffen musste, vom Restaurant für den Abend bis zum nächsten Ferienzweck. Er wolle nicht über sie bestimmen, hiess es, wenn

sie mehr Engagement seinerseits forderte. «Aber das ist passé!», verkündet Céline heiter – und ich bin gespannt, wie das sein kann.

«Ich habe umgedacht», erklärt sie. So finde sie es jetzt eben cool, dass sie Jay7 aufgerissen habe und nicht umgekehrt. «Ich bin halt das Aschenbrödel, das den Prinzen stalkt, nicht das verpennte Dornröschen, das auf Erlösung wartet.» Und ihr Fake-Feminist, hat der auch umgedacht? «Totaal!», sagt Céline sehr überzeugt. «Er ist jetzt sogar extreem initiativ! Er hat mich sogar gefragt, ob wir zusammenziehen!» Da muss ich lachen. Einerseits, weil ich mich für sie freue, aber auch wegen des Bildes in meinem Kopf: Jay7, faul auf der Couch, während seine Feministin für ihn kocht und putzt und wäscht. Dieses Projekt, es wird gerade interessant.



Unten durch Revolver

Von Linus Reichlin

Nehmen wir mal an, du siehst im Schaufenster eines Waffengeschäfts einen Revolver, der dir total gut gefällt. Er hat auf dich dieselbe Wirkung wie die Rolex Daytona, aber er kostet zehnmal weniger. Seit drei Jahren überlegst du dir, ob du dir die Rolex gönnen sollst, aber eigentlich brauchst du keine Armbanduhr. Wenn du wissen willst, wie spät es ist, schaut du aufs Handy, und wenn du dazu zu faul bist, fragst du: «Siri, wie spät ist es?» Einen Revolver brauchst du noch viel weniger, denn du wohnst in einem Mehrfamilienhaus im obersten Stock, und das Haus hat keinen Lift. Im letzten Jahr ist im Haus zwar zweimal eingebrochen worden, aber nur im ersten Stock. Wenn das Haus einen Lift hätte, bräuchtest du einen Revolver, denn dann würden die Einbrecher in den obersten Stock fahren, die Lifttür blockieren und bei dir einbrechen. Sie wären ungestört, denn von oben könnte ja niemand kommen, und von unten kommt keiner, weil der Lift besetzt ist.

Neben dir wohnt nur Frau Hug, und die ist schwerhörig. Wenn die Einbrecher deine Tür mit Plastiksprengstoff aufsprengen würden, würde Frau Hug in ihrer Wohnung nur rufen: «Häh?» Aber weil das Haus, wie gesagt, keinen Lift hat, bleiben die Einbrecher im ersten Stock, das ist für sie bequemer und sicherer. Diese Weicheier! Du nimmst es ihnen jetzt richtig übel, dass sie ihre faulen Ärsche noch nie in den obersten Stock raufbewegt haben! Dann hättest du nämlich einen Grund, diesen wunderschönen Revolver zu kaufen. Er könnte dir die Rolex ersetzen, die einfach zu teuer ist. Aber der Revolver würde gerade so knapp noch ins Budget passen. Natürlich müsstest du die Investition vor deiner Frau irgendwie rechtfertigen, und seit sie gelesen hat, dass Einbrecher in Häusern mit Lift nie in den mittleren Stockwerken und in solchen ohne Lift nie ganz zuoberst einbrechen, hat sie ihre Angst vor einer Verschleppung durch osteuropäische Diebesbanden leider verloren. Früher sagte sie manchmal, wenn sie nachts ein Knacken hörte: «Mein Gott! Was ist, wenn die jetzt kommen? Du könntest mich ja nicht verteidigen mit deinen dünnen Ärmchen! Wenn du wenigstens wieder ins Kieser-Training

» Fortsetzung auf Seite 68

gehen würdest!» Damals hättest du ihr den Revolververkauf noch plausibel machen können. Aber heutzutage lässt sie manchmal sogar ihre teuren italienischen Stiefeletten über Nacht zum Auslüften vor der Tür stehen. Sie fühlt sich im obersten Stock so sicher wie ein Kaninchen im Tresorraum der Nationalbank. Du versuchst, den Revolver zu vergessen – so wie du schon lange versuchst, die Rolex Daytona zu vergessen. Aber am nächsten Tag gehst du ins Waffengeschäft und sagst zum verdutzten Verkäufer: «Ich pfeife auf die Rolex, aber diesen Revolver will ich!» Der Verkäufer fragt dich, ob du auch Munition willst, und du sagst: «Ja was denn sonst! Glauben Sie, ich will mit dem Ding Flöte spielen?» Du kaufst fünfzig Schuss, und das Schöne ist: Es ist sogar nötig! Denn dir ist eingefallen, dass du trotz des fehlenden Lifts unbedingt einen Revolver brauchst, und zwar um aktive Nachbarschaftshilfe leisten zu können.

Wenn die Einbrecher wieder deine Mitbewohner im ersten Stock ausplündern, wirst du von jetzt an von deinem Balkon aus ein Magazin à sechs Warnschüsse auf sie runterschiessen. Falls die Einbrecher dann sauer werden und die Treppe hochrennen, um sich an dir zu rächen, hast du immer noch 44 Schuss übrig. Sollte dir beim Feuergefecht vor Frau Hugs Wohnungstür die Munition ausgehen, kannst du den Einbrechern bei der Kapitulationsverhandlung immer noch die Verschleppung deiner Frau anbieten. Das sagst du ihr natürlich nicht, als du ihr den Revolver zeigst. Sondern du sagst: «Schatz, ich wollte einfach wieder einmal ein gutes, altes, analoges Gerät kaufen, eins ohne Spracherkennung und Digitalanzeige. Es ist eigentlich einfach nur eine Rolex, aber billiger.»

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Ahnung und Gegenwart

Von Peter Rüedi

Schon klar: Wir trinken Wein und nicht all die Unter- und Überbauten, die uns die Literatur über Wein nahelegt. Ein Schluck Wein ist ein Schluck Wein und als solcher reine Gegenwart. Was kümmert mich das ganze weltanschauliche Brimborium um den Wein, alles, was in diesen träumerischen Stoff hineinprojiziert wird, inklusive aller naturphilosophischer Reinheitsgebote, insofern deren Einfluss nicht an der Materie selbst, am Endprodukt zu erkennen ist (was bei vielen biologisch oder gar biodynamisch produzierten Weinen der Fall ist). Könnte man meinen. Und doch: Wer wollte bestreiten, dass bei kaum einem Lebensmittel so viele kulturelle Ober- und Untertöne mitschwingen wie beim Wein. Und ist nicht bei allem Genuss das, was wir uns vorstellen, zusammenreimen und einbilden, so wichtig wie das, was eine naturwissenschaftliche Analyse dem, sagen wir: Gas-Chromatografen nachbuchstabiert? So mag einer leicht und mit Grund auf die Geschichte eines Weins

oder eines Weinguts pfeifen und auf seinen «objektiven Kriterien» bestehen – ich bekenne mich freimütig zu jenen, denen bei einem gehaltvollen Glas Wein immer mal wieder Eichendorffs Titel «Ahnung und Gegenwart» in den Sinn kommt, und Ahnung ist nun mal ein unwissenschaftlicher, um nicht zu sagen: mystischer Begriff. So kann ich das, was Thomas Mann «das Raunen des Imperfekts» nannte, schwer ausblenden bei einem Wein, der von einem der ältesten Weingüter des Rheingaus (wenn nicht ganz Deutschlands) kommt, gelegen am Rheinknie um den Rüdeshimer Berg, gegenüber von Bingen, dem Geburtsort der heiliggesprochenen Hildegard von Bingen (1098–1179), der Begründerin der mittelalterlichen Mystik. Ein Flügel des Bischöflichen Weinguts in Rüdeshimer soll tatsächlich auf den letzten Spuren des Klosters stehen, in welchem die Dichterin und Universalgelehrte einst lebte.

Wie immer: Der Riesling Berg Rottland vom genannten Bischöflichen Weingut (der Bischof von Limburg riss sich das Pfarrweingut Rüdeshimer 1984 unter den Nagel) ist nicht nur Ahnung, sondern auch sprühende Gegenwart. Vom Fuss des Rüdeshimer Bergs mit seinen verwitterten Schieferböden kommt ein ganz klares, durchsichtiges, nach Kräutern, weissen Blüten, Pfirsich und Aprikosen duftendes, kräftiges und doch feingliedriges, mineralisches Nonplusultra von einem Riesling, mit wunderbarer Säure und anhaltender Länge. Kaum zu glauben zu diesem Preis!

Riesling Berg Rottland Bischöfliches Weingut Rüdeshimer 2016. 12,5%. Divo, Givisier. Fr. 19.–. www.divo.ch



Salz & Pfeffer

Laborküche im romantischen Elsass

Von Andreas Honegger

Seit längerem wollten wir ein Restaurant ausprobieren in Colmar: Das «JY's» – nach den Initialen des Chefs Jean-Yves Schillinger benannt – ist mit zwei Michelin-

Sternen ausgezeichnet und ein Vorzeigeobjekt des Städtchens, einerseits wegen seiner ambitionierten Küche, andererseits wegen seines kreativen Designs. Es liegt in Petite Venise, dem romantischen Stadtteil mit den Kanälen und den Brücken über die Lauch. Das – von aussen – alte Haus liegt direkt am Wasser. Im Innern empfängt einen eine Welt von Braun und Orange und modernem Design. Ohne Reservation hätten wir schwerlich einen Platz gefunden.

In der Mitte des Tisches steht ein kleines Olivenbäumchen, an dem mit Haken befestigt einige Oliven zum Aperitif bereithängen. Die drei Süppchen, die als Amuse-Bouche serviert werden, halten sich mit einem versteckten Magnet am Untersatz, auf dem sie stehen, fest. All das ist praktisch und durchdacht. Eine Tranche Foie gras, mit Quitten serviert, ist hervorragend. Und ein Gebilde aus Krabbenfleisch, Lauch und Kaviar macht ebenfalls Spass. Schön glasig gekocht wird ein Merlu serviert, aber

leider ruiniert eine süsse Sauce – wie aus der Patisserie –, die am Tisch darübergelassen wird, das Gericht. Und der nächste Absturz kündigt sich schon an: Ein Hummer wird in einer Art Kaffeemaschine am Tisch zubereitet. Im unteren Glasgefäss wird eine Bisque erhitzt, bis sie ins obere Glas aufsteigt, wo feingeschnittenes Wurzelgemüse und Teile des Hummers darauf warten, von der Suppe gekocht zu werden. Das sieht spannend aus wie im Chemielabor, aber der Hummer ist schon vorgekocht, und das Gemüse bleibt praktisch roh. Viel Spektakel mit kulinarisch geringer Ausbeute. Die Preise sind deutlich tiefer als in Schweizer Restaurants gleicher Reputation: acht Services 78 Euro, zehn Services 98 und zwölf Services 124 Euro.

Restaurant JY's, 17, rue de la Poissonnerie, Colmar. Tel. +33 03 89 215 360, www.jean-yves-schillinger.com



Auto

Kategorie «Dream Car»

Das neue viertürige Mercedes-CLS-Coupé ist nach wie vor die schönste Möglichkeit, mit Stern unterwegs zu sein. *Von David Schnapp*

Ein Freund von mir pflegt einen betont stilbewussten Lebenswandel. Seine Kleidung ist nicht exorbitant teuer, aber ausgesucht, seinen Cappuccino bereitet er morgens mit einer Rocket-R58-Espressomaschine (Festwasseranschluss) zu, und er fuhr jahrelang einen alten Mercedes SL, bis er sich vor einigen Monaten ein Upgrade gegönnt hat: Jetzt fährt er einen Mercedes CLS 350 der ersten Generation in Bordeauxrot.

Diese kleine Geschichte erzähle ich deshalb, weil sie das Auto, um das es hier geht, recht gut umschreibt: Das CLS-Coupé ist das Kraftfahrzeug für Leute, denen nicht nur wichtig ist, dass ein Auto sie von A nach B bringt, sondern auch in welcher Form. Solche Leute haben früher zum Beispiel Saab gefahren. Im Falle meines stilsicheren Freundes ist es so, dass Form sprichwörtlich vor Funktion kommt. Sein CLS 350 hat 272 PS, die das Auto über die Hinterräder auf die Strasse bringt. Weil der Mann aber ein Haus in Maloja hat, ist das in harten Wintern nicht die beste Lösung. Das kümmert einen wie ihn

nicht: Stimmt die Form, stimmt der Inhalt.

Kürzlich habe ich an der Pressevorstellung in Barcelona den neuen CLS gefahren, der nach dem Mercedes-Grundsatz der «sinnlichen Klarheit» gestaltet ist. Das Design hat sich seit dem ersten CLS zwar stark verändert, aber: Dies ist die schönste Möglichkeit, Mercedes zu fahren – elegante Dachlinie, schmale, fast sichelförmige Seitenfenster und ein markantes Heck.

Drei Motoren im Test

Falls man ein Haus in den Bergen hat, verfügt der neue CLS 450 4Matic jetzt nicht nur über Allradantrieb, sondern auch über ein Mild-Hybrid-System im Zusammenspiel mit einem Reihen-sechszylinder-Benziner, der zu einer neuen Motorengeneration gehört. Damit bewegt man den CLS standesgemäss und relativ sparsam: Rund 8,5 Liter Benzin auf 100 Kilometer sind für ein Allradfahrzeug dieser Grösse angemessen.

Der CLS ist mit demselben Motor, aber spürbar mehr Leistung auch noch als AMG 53 erhältlich. Dieser Antrieb mit 453 PS macht den

Wagen sehr viel dynamischer, was für jemanden, der vor allem die Schönheit der Form sucht, aber gar nicht so wichtig ist. Eine gute Alternative ist deshalb der Dieselantrieb 400d 4Matic mit 370 PS, der in meinem Kurztest auf 6,8 Liter Durchschnittsverbrauch kam, was doch bemerkenswert wenig ist.

Der CLS ist ein Auto aus der Kategorie «Dream Car», wie man es bei Mercedes formuliert. Und dank seiner Aura der Ästhetik hält der Wagen, was die Werbung verspricht. Auch wenn beleuchtete Lüftungsdüsen mit wechselnden Lichtstimmungen keinen praktischen Nutzen haben, gilt: Die schönsten Dinge im Leben sind oft jene, die es gar nicht dringend braucht. Dazu gehören auch die Sitze, die einen sicher umfassen wie der sanfte, warme Händedruck eines Riesen und die einem auf Wunsch mit Druck und Wärme den Rücken massieren. Autofahren in dieser Form, das lehrt einen der neue CLS, ist nicht nur eine stilvolle, sondern auch eine höchst entspannte Form des Vorankommens.

Mercedes CLS 450 4Matic
Leistung: 270 + 16 kW (367 + 22 PS), Hubraum: 2999 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h, Beschleunigung 0–100 km/h: 4,8 S., Verbrauch (EU-Norm): 8,0–7,8 l/100 km,
Preis: Fr. 88 900.–

Englands Kronjuwel

Elisabeth I. ist nur als Zwischenlösung für den Thron gedacht, bleibt aber länger an der Macht als jeder Herrscher vor ihr seit dem Römischen Reich. Sie begründet das Selbstbewusstsein Englands als europäische Führungsmacht und den Mythos einer Frau, die sich und die Welt regierte – einsam, aber frei. *Von Dagmar Just*

Geboren ist sie im gleichen Jahr wie Iwan der Schreckliche, 1533, sie heisst Elisabeth wie ihre Grossmütter und ist 25, als man sie krönt. Vor ihr liegt ein für damalige Verhältnisse fantastisch langes Leben, hinter ihr – eine schlimme Jugend.

Vier Jahre lang hatte ihr Vater, Heinrich VIII., Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um ihre Mutter, die aparteste Hofdame seiner Frau, zu verführen. Und teurer als Anne Boleyn hat vermutlich nie eine Frau ihre Haut verkauft: Neben Land und Vermögen, dem ersten Adelstitel für eine Frau und Liebesbriefen, die heute im Vatikan liegen, liess sie sich auch noch seine Scheidung, den Bann des Papstes, die extra gegründete anglikanische Kirche und endlich die Königskrone zu Füssen legen – dann erst erhört sie Heinrich. Das Ergebnis kommt acht Monate später zur Welt: Elisabeth.

Elisabeth ist kaum zwei, da beginnt der Horror. Erst wird ihre Mutter verhaftet und geköpft. Dann trifft deren Cousine, als vorletzte der sechs Ehefrauen Heinrichs, das gleiche Schicksal. Drei andere sterben im Kindbett, zwei in der Verbannung. Als sie dreizehn ist, stirbt auch ihr Vater. Fünf Jahre später folgt ihm ihr kleiner Halbbruder Edward VI. Und als danach ihre Halbschwester Maria Tudor, genannt die Katholische oder Blutige, das Zepter übernimmt, kommt sie als Verschwörerin in den Tower. Doch dann stirbt auch diese, und drei Tage später hat Elisabeth als künftige Königin von England ihren ersten Auftritt: Im Staatsrat entlässt sie sofort die eine Hälfte der Ratsmitglieder, während sie die andere Hälfte mit Männern ihres Vertrauens besetzt.

Die Männer der Königin

Sie ist von Anfang an nur als Übergangslösung gedacht: «Alles hängt vom Ehegatten ab, den sie wählt, denn hier gilt nur das Wort des Königs.» Der Satz des spanischen Gesandten zeigt, dass trotz der weiblichen Thronfolgerin damals auch in England gilt: Frauen sollen hübsch sein, Kinder kriegen und den Mund halten; auf dem Thron bringen sie nur Unglück. Klug, wie sie ist, gibt Elisabeth, statt zu widersprechen, dem Affen noch Zucker. Schlank, rotblond, mit dunklen Augen und

ihrer vielgerühmten weissen Haut, inszeniert sie sich dreissig Jahre lang als attraktivste, reichste und interessanteste Partie auf dem Heiratsmarkt, national wie international. Nach allen Regeln der Kunst: «Sie hatte ein Kleid aus weiss und karmesinrot gemusterter Silbergaze an mit geschlitzten, rotgefütterten Ärmeln. Der vordere Teil ihres Kleides stand offen, so dass man ihren ganzen Busen sah. Überhaupt knöpfte sie ihr Kleid häufig eigenhändig vorne auf, als ob es ihr zu warm wäre.»

Auf andere Gesellschaftskünste wie Reiten, Tanzen, Musizieren, Dichten, Bogenschiessen

und das [Heilige Römische] Reich. Jammer schade, dass Elisabeth und ich nicht heiraten können, unsere Kinder hätten die ganze Welt beherrscht.» Das Kompliment stammt von Pius V., der von 1566 bis 1572 als Papst dient. Und tatsächlich ist es Elisabeth, die Englands Aufstieg aus seiner Isolation in Europa zu einer modernen protestantischen Führungsmacht projiziert. Sie öffnet es zur Welt. Fördert die grossen Entdeckungsreisen und die Kaperfahrten von Raleigh und Drake. Sie treibt die Gründung von Handelskompanien in der Türkei und in Venedig voran. Vor allem aber in Marokko, von dem England Gold, Zucker und den für Schiesspulver nötigen Salpeter bezieht.

Shakespeare für alle

Durch ihre Flüchtlingspolitik erlebt London einen Wachstumsboom: In den neunziger Jahren verfünffacht sich seine Einwohnerzahl sprunghaft von 50 000 auf eine Viertelmillion. Und als 1588 die englische Flotte die eigens zu ihrem Sturz gerüstete allmächtige spanische Armada besiegt, läutet die Sensation Englands goldenes Zeitalter ein. Theater schiessen wie Pilze aus dem Boden – riesige Arenen mit bis zu 3000 Plätzen, die wöchentlich um mehr als 15 000 Zuschauer konkurrieren: Shakespeares Tragikomödien als Massenspektakel für alle Klassen, alle Schichten. Und während auf der Bühne genau wie im wirklichen Leben die Könige kommen und gehen – Iwan der Schreckliche stirbt genau wie Hamlet oder Philipp II., und Maria Stuart wird ebenso hingerichtet wie Lord Essex, Elisabeths letzter Favorit –, überlebt sie als Symbol der Beständigkeit sie alle.

Elisabeths Geheimdienst, der erste der Welt, vereitelt alle katholischen Komplote und Attentate. Und sie zieht fast bis zu ihrem letzten Tag am 24. März 1603 die Fäden. Zielstrebig, aber auch kokett, weltoffen, aber auch undurchsichtig, einsam, aber frei: eine der schönsten Provokationen, nicht nur für die damalige Männergesellschaft.

Elisabeths Geheimdienst, der erste der Welt, vereitelt alle katholischen Komplote und Attentate. Und sie zieht fast bis zu ihrem letzten Tag am 24. März 1603 die Fäden. Zielstrebig, aber auch kokett, weltoffen, aber auch undurchsichtig, einsam, aber frei: eine der schönsten Provokationen, nicht nur für die damalige Männergesellschaft.

Lesen sie nächste Woche:
Madonna



Goldenes Zeitalter: Sieg über die spanische Armada, 1588.

versteht sie sich sowieso. Und da sie zudem fließend Französisch, Spanisch, Italienisch, Griechisch und Latein spricht, verhandelt sie auf dem diplomatischen Parkett stets direkt mit ihren Gegnern, ohne Dolmetscher. Mit ihrem sagenhaften Gespür für Talente sammelt sie begabte Männer wie Briefmarken. Dichter, Denker, Admiräle, Kapitäne, Diplomaten knien vor ihr: William Cecil und Robert Dudley, Walter Raleigh und Francis Drake, Francis Bacon und Christopher Marlowe, William Shakespeare, John Dowland, John Lully. Sie ermuntert sie. Versorgt sie mit Lizenzen, Kaperbriefen, Projekten und installiert ein raffiniertes System der Patentvergabe, genannt Office of Intellectual Property. Und inspiriert sie: zu Sweet Bessy, der Virgin Queen – die jungfräuliche Königin.

«Seht nur, wie gut sie regiert! Sie ist nur eine Frau, nur Herrin über die Hälfte einer Insel, dennoch fürchten sie alle: Spanien, Frankreich



Eine der schönsten Provokationen überhaupt: Elisabeth I.

Weltwoche Nr. 12.18
Bild: «Queen Elizabeth I» von Nicholas Hilliard, 1585 (Wikimedia Commons)

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man beim Kauf von Fisch, Fleisch und Milchprodukten tief nach hinten ins Kühlregal greifen, um an das Produkt mit der längsten Haltbarkeit zu gelangen?

Lukas Schilling, Beringen

Ich würde davon abraten, aber nicht aus moralischen, sondern aus kulinarischen Gründen. Frischprodukte wie Fisch und Fleisch kaufen Sie besser nicht vorportioniert und vakuumversiegelt, sondern offen an der Kühltheke. Das ist geschmacklich ziemlich sicher von besserer Qualität. Und noch ein Hinweis: Das Ablaufdatum ist etwas für Neurotiker. Alle ändern verlassen sich auf ihre Nase: Solange das Jogurt gut riecht, ist es auch gut.

David Schnapp

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Sie versäumten es, auf dem Höhepunkt ihres Wirkens zurückzutreten.» *Paul Preisig*

Es gibt Hoffnung

Nr. 11 – «Zaungäste des Untergangs»; David Engels über Oswald Spengler

Laut Oswald Spengler ist das Erblühen und Vergehen von Kulturen ein Vorgang, der nicht beeinflusst werden kann. Man kann sich nur dann damit abfinden, wenn sichergestellt ist, dass dabei die Menschenrechte gewahrt bleiben. Bisherige derartige Vorgänge erwecken diesbezüglich Zweifel, die auch für zukünftige derartige Vorgänge bestehen. Es gibt (trotz gegenteiliger Aussage Spenglers) eine Hoffnung: angesichts der gegenseitigen Abhängigkeit heutiger Kulturen diejenigen «Werkzeuge» ermitteln und einsetzen, die der Weltgesellschaft ein langes, gutes Fortbestehen ermöglichen. *Gernot Gwehenberger, Dornach*

Merkels fünfter Fehler

Nr. 11 – «Rückkehr aus Absurdistan»; Brief aus Berlin von Thilo Sarrazin

Der Autor hat versäumt, den fünften gravierenden Fehler von Angela Merkel zu erwähnen: dass sie ein viertes Mal als Kanzlerin antrat, statt Platz für neue Köpfe zu machen. Sie wird es damit nicht schaffen, in einem Zug mit herausragenden europäischen Staatsmännern wie Adenauer, de Gaulle, Thatcher oder Kohl genannt zu werden. Ihnen war gemeinsam, dass sie in schwierigen Zeiten wegweisende Entscheide trafen, auch wenn dies nicht sofort erkennbar war. Ihr Makel aber war es, nach allen Erfolgen zu glauben, dass sie, wie Frau Merkel nach zwölf Jahren, unersetzbar seien und es versäumten, auf dem Höhepunkt ihres Wirkens zurückzutreten. Eher wenig gloriose Abgänge aus dem Amt waren die Folge.

Paul Preisig, Herisau

Nicht nachvollziehbar

Nr. 10 – «Familiäre Eiseskälte»; Regula Stämpfli über Barbara Bleischs Buch

Ist es intellektueller Neid unter Frauen, der Regula Stämpfli zum boshafte Artikel über Barbara Bleisch veranlasste? Der Titel von Bleischs Buch «Warum wir unseren Eltern nichts schulden» ist sicherlich reisserisch, aber dafür sollte doch gerade Frau Stämpfli Verständnis haben. Den Inhalt auf den Satz «Eiseskälte wird bei Bleisch zum familiären Normalfall» zu verkürzen, ist nicht nachvollziehbar. Bei der grossen und vielfältigen Auswahl der Gäste in Bleischs «Sternstunde Philosophie» nur Peter Singer zu erwähnen und diesen mit der Schlagzeile «Menschenrechte für Menschenaffen» zu kata-

logisieren, lässt doch sehr auf Voreingenommenheit schliessen. *Franz Jäggi, Kriegstetten*

Blutige Nase für die SVP

Zu den Wahlen und Abstimmungen vom 4. März

Radio und Fernsehen in der Schweiz sind ohne Gebühren oder Subventionen nicht machbar. Aber die Verteilung des Specks zwischen der SRG und den Privaten ist ungerecht. Hier müsste der Hebel neu angesetzt werden. Mit der unüberlegten Unterstützung der radikalen «No Billag»-Initiative hat sich die SVP eine blutige Nase geholt, hat sie in Winterthur die bürgerliche Mehrheit im Stadt- und Gemeinderat verloren und in Zürich die rot-grüne Mehrheit zementiert. Überhaupt schlägt sich die SVP mit ihren radikalen Vorlagen selber. Mit der Selbstbestimmungsinitiative wird sie eine grandiose Abfuhr erleben und gleichzeitig den Boden für den EU-Rahmenvertrag ebnet. Niemand will die Menschenrechte abschaffen, aber wir Schweizer wollen unsere Verfassung demokratisch den Menschenrechten anpassen, wenn wir es für nötig halten. Auch die Initiative mit dem Titel «Massive Zuwanderung stoppen!» wird unter diesem Titel bei der Volksabstimmung scheitern, weil wir uns nicht abschotten wollen. Wir Schweizer wollen die «Einwanderung selber bestimmen». So könnte man auch die Wirtschaft zum Mitmachen motivieren, genau das Gleiche erreichen und damit aber Erfolg haben. *Urs Fries, Seuzach*

Korrigenda

In der *Weltwoche* Nr. 11/18 stand im Text «Kosteninsel Schweiz» fälschlicherweise, dass in der Schweiz das Bruttoinlandsprodukt pro Kopf kaufkraftbereinigt fast doppelt so hoch sei wie in Deutschland. Richtig ist, dass die nominale Pro-Kopf-Zahl in der Schweiz praktisch doppelt so hoch ist wie in Deutschland. Nach Kaufkraftbereinigung macht der Unterschied noch ein Viertel aus. Die im Artikel enthaltene Aussage, dass die Schweizer für die Leistungen ihres Staates deutlich mehr bezahlen als die Deutschen, ist indessen unverändert gültig.

Die Redaktion

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

1		2		3		4	5			6	7	8		9
						10				11				
12	13		14							15				16
17						18								
	19													
						20				21	22			
23		24		25						26				
27						28						29	30	
31			32		33					34				
		35				36					37			
38											39			
		40								41				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Eindringen ohne feindliche Angreifer

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Jener traumhafte Inglese (Englische) wurde in Palermo angelegt. 6 Das glänzende Seidengewebe passt bestens zu Titan. 10 Sir Walter Scott und sein literarischer Kreuzritter. 12 Weiss braucht es für die winterliche Tätigkeit. 15 Deutsche nennen die westpolnische Stadt Ohlau. 17 Zittrig, klapprig, und dann vielleicht auch kindisch. 18 Das Ziel des Tuns: eine Oberflächenstruktur zu schaffen. 19 Man könnte sagen: beinahe fürstlich, die praktischen Gestelle. 20 Sie ist süß, und am besten, wenn sie aus dem Kanton Graubünden kommt. 23 So ist die Fortdauer fast schon garantiert. 26 Am Morgen die homöopathische Erfrischung für Pflanzen. 27 In der richtigen Mischung passt es zur Salatsauce. 28 Er reicht von Erschrockenheit bis Fassungslosigkeit. 31 Körper, zum Flug bereit, wie laut und weit auch immer. 34 Beliebte Wappenbäume und Symbol für die Ewigkeit. 35 Da ist die Pleite fast schon vorprogrammiert. 37 Was aus dem Gefäss der alten Römer geworden ist. 38 So gesehen wird es schlicht unüberschaubar. 39 Der Kanal verbindet den See in New York mit dem Hudson River. 40 Passt zum Trinken, so oder auch warm. 41 Dort, soviel ist sicher, geht es hinein.

© Fritz Müller - Rätsel factory

Senkrecht — 1 Was den Regen erst so richtig heftig macht. 2 Der Chemiker weiss: von Ammoniak abgeleitete Stickstoffverbindungen. 3 Geografie: grösste Stadt Kameruns (ohne o). 4 An keinem Ort und somit unmöglich zu entdecken. 5 Für Cricket-Kenner: jene Serie von sechs Würfeln. 6 Dieses Wort, Seeleuten und Seglern bestimmt bekannt. 7 Die stolze Stadt liegt so ziemlich im Zentrum Spaniens. 8 Richtig real wird es nur durch konsequente Verschiebung. 9 Ein Werkstoffteilchen, eher schon Abfall. 11 Herbeigeführte Empfindungslosigkeit. 13 Irak: wichtiger schiitischer Wallfahrtsort. 14 Er macht erst den verbissenen Kämpfer aus. 16 Einer wird gewinnen: der Schnellste. 21 Er kleidet Inderrinnen zeitlos modisch. 22 Hinterhältigkeiten; gar nicht weit von ihnen entfernt. 23 Ostfriesische Insel: weiter westlich geht's da nicht. 24 Auch ohne Discolärm: Zuviel davon macht schwerhörig. 25 Das heutige Ungarn war einst Zentrum seines Machtbereichs. 29 Die iranische Insel im Persischen Golf: winzig aber strategisch wichtig. 30 Ostafrika: der Mount heisst fast wie der Staat. 32 Bewährte Währung, zumindest auf einem Kontinent. 33 Den Anfang ans Ende, und schon hat der Amerikaner seine Nase. 36 Haupthimmelsrichtung mit Assoziation Sonnenaufgang.

Lösung zum Denkanstoss Nr. 559

	A	M	B	O	S	S	M	B	I	S	A	M		
A	B	A	R	T		A	R	R	I		N	E	R	O
L	U	C	I	O		R	E	D	A	K	T	I	O	N
E	H	O	K	I	G	B	J	E	N	E	U	O		
S	A	A	T		P	R	O	M	I	N	G	E	R	
T					B	O	R	A		P	E	S	E	T
K	O	M	M	O	D	E	L	E	N	I	S		I	
N	O	A	I		I	S	R	I		T	E	I	I	
W	A	R	N	L	A	M	P	E		H	A	L	S	
A	L	S	T	E	R		E	R	F	U	E	L	I	T
L	E	J	N	I	G	E	O	S	T	I	A			
D	A	N	K		E		D	A	N	I		G	M	T

Waagrecht — 1 AMBOSS 7 BISAM 12 ABART
13 ABEL (Elba) 16 NERO (it. f. schwarz) 17 LUCIO (von lat. Lucius) 18 REDAKTION 20 HONIGBIENE 22 UO 23 SAAT 25 ROMINGER 27 BORA 29 PESETA 30 KOMMODE 33 LENIS 34 NOAH 35 ISEL 37 TEIL 39 WARNLAMPE 41 HALS 42 ALSTER (Laster) 43 ERFUELLT 45 EINIGE 46 OSTIA 47 DANK 48 DANI (oben: Filmtitel) 49 GMT (Greenwich Mean Time)

Senkrecht — 1 ABU 2 MACHA 3 BRIOT (Orbit) 4 OTON (O-Ton) 5 SARG 6 MEDIO 8 INTENSITAET 9 SEI (it. f. du bist und sechs) 10 AROUET (Voltaire's richtiger Name) 11 MONORAIL 12 ALES 14 BEBRA 15 LAEMPEL 19 KNIEN 21 IPOD 24 ATONAL 26 GESELLIG 27 BOHLEN 28 REIM 31 MORSEN 32 MANTIK 33 LEER 36 SPEED 38 ISLAM 39 WALD 40 ARIE 41 HUSI 44 FON

Lösungswort — STERNSTUNDE

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



DIE DATEJUST 41

Die neue Generation des zeitlosen Klassikers mit neuem Manufakturwerk und Design – ein technisches Meisterwerk mit überragender Leistungsfähigkeit.
Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



OYSTER PERPETUAL DATEJUST 41

BUCHERER

1888

bucherer.com